

## Nr. 1023

### Die Quarantäneflotte

Sie sind Verfemte – und stammen aus den Gefilden der Zeit  
von PETER TERRID

Mehr als 400 Jahre sind seit dem Tag vergangen, da Perry Rhodan durch seine Expedition mit der BASIS tiefe Einblicke in die kosmische Bestimmung der Menschheit gewann und in die Dinge, die auf höherer Ebene, also auf der Ebene der Superintelligenzen, vor sich gehen.

In folgerichtiger Anwendung seiner erworbenen Erkenntnisse gründete Perry Rhodan Anfang des Jahres 3588, das gleichzeitig zum Jahr 1 der Neuen Galaktischen Zeitrechnung (NGZ) wurde, die Kosmische Hanse, eine mächtige Organisation, deren Einfluß inzwischen weit in das bekannte Universum hineinreicht.

Gegenwärtig, im Jahr 424 NGZ sieht sich die Hanse, die neben dem interstellaren Handel auch der kosmischen Verteidigung dient, schweren Anschlägen der Superintelligenz Seth-Apophis ausgesetzt.

Brennpunkt des Geschehens ist das 87 Lichtjahre von Arkon entfernte Arx-System, das System einer kleinen blauen Sonne mit zwei Planeten. Nach der Erde und relativ weit entfernten Niederlassungen der Hanse ist nun Arxisto, der äußere Planet des Arx-Systems, an der Reihe, Zielscheibe unheimlicher Angriffe zu werden.

Per „distanzlosen Schritt“ begibt sich Perry Rhodan an den Gefahrenort - und er stößt auf DIE QUARANTÄNEFLOTTE ...

*Die Hauptpersonen des Romans:*

*Galgan Maresch - Kommandant eines TSUNAMI-Schiffes.*

*Perry Rhodan - Der Hanse-Chef nimmt Kontakt mit Fremden auf.*

*Thoxhar und Dareena - Ein Liebespaar in Schwierigkeiten.*

*Eiling - „Heiler“ der Seolis.*

*Beneder - Kommandant eines Schiffes der Quarantäneflotte.*

1.

„Sieht irgendwie gut aus, das Ding.“

Hans Halsen sah seinen Kommandanten scheel an. Halsens Gestalt und sein Sinn für Humor waren gleichermaßen mager ausgefallen; er galt für seine 165 Zentimeter als auf-fällig dürr und ebenso übellaunig. Immerhin leistete er als Hyperphysiker und Kosmostra-tege genug, um sich an Bord eines so wichtigen Schiffes wie der TSUNAMI-36 behaupten zu können.

„Es ist geometrisch, und das ist so ziemlich alles, was wir über das Ding wissen“, bemerkte Halsen trocken. „Zur Verzückung ist einstweilen noch kein Grund.“

Der Kommandant verzichtete auf eine Gegenrede. Der Riese von Ertrus war dafür bekannt, daß er sich mit geometrischen Formen abgab, mit ihnen experimentierte und oben-drein an sehr geheimnisvolle Kräfte glaubte, an eine Art Magie der Geometrie. Daß Gal-gan Maresch sehr angetan war von dem Gebilde, das da im Weltraum hing, war zu erwarten gewesen.

1

Auf den Bildschirmen zeichnete es sich deutlich ab - ein riesenhaftes Y, schätzungsweise zwanzig Kilometer lang, und das war für ein vermutlich künstlich gefertigtes Raumge-bilde schon eine erhebliche Ausdehnung.

„Es sieht irgendwie künstlerisch aus“, meinte der Ertruser.

„Es sieht vor allem irgendwie gefährlich aus“, konterte Halsen. „Ich rate zur Vorsicht.“

„Hehe!“ machte eine helle Stimme. Allein die helle Tonlage verriet, um wen es sich

han-delte. Der Siganese Lasso Hevarder hatte es sich neben einem Mikrophon bequem gemacht, was bei seinen knapp zwölf Zentimetern Körpergröße gar nicht schwierig war. Die Hängematte schaukelte sanft zwischen dem biegsamen Arm des Mikrophonhalters und einem Kippschalter. Daß man besagten Kippschalter im Ernstfall dringend brauchte und man dem Siganesen dann nicht viel Zeit lassen konnte, seine Schlummerstatt zu verlassen, war Hevarder bekannt, und es freute ihn ein wenig, wenn sich andere darüber ärger-ten. Auf der anderen Seite war er als Koko-Interpreter sicher, jede nur denkbare Notlage frühzeitig erkennen zu können. „Ich ziehe leichtfertiges Vorgehen vor“, sagte Lasso He-varder frech. „Es paßt auch besser zu uns.“

Galgan Maresch wandte den Kopf. Seine Augen fixierten den Siganesen.

„Wenn ich nicht gewollt hätte, daß man mir den dreisten aller dreisten Siganesen an Bord zuteilt, und wenn ich nicht ein so herzensguter Ertruser wäre ...“

Er hob seine Stimme ein wenig, und die Hängematte begann zu schaukeln. Hätte Hevarder nicht wie üblich Kopfhörer getragen, wäre er unter dem Gebrüll taub geworden.

„.... dann hätte ich längst dafür gesorgt, daß dieser vorlaute Siganese von Hether verschlungen wird!“ Die Bordkatze fühlte sich angesprochen und setzte zum Sprung an. Sanft landete sie neben Hevarder auf dem Instrumentenpult. Hevarder grinste nur frech.

Er wußte, daß Hether ihm niemals etwas antun würde - die grauschwarze Katze stamm-te von der Erde und war allerlei gewohnt, aber daß die Mäuse in der T-36 grüngesichtig waren und reden konnten wie Menschen, hatte sie doch sehr verblüfft. Obwohl das Tier Hevarder mit einem Prankenheb hätte zermalmen können, war es vielmehr so, daß die Katze vor dem Siganesen Angst hatte und nicht umgekehrt, so seltsam das auch klingen mochte.

„Konzentriert euch lieber auf das Ding“, sagte Beryll Phance bestimmt. „Laßt dieses Ge-schwätz, mir könnt ihr damit nicht imponieren.“

Galgan Maresch grinste breit.

Beryll war zwar unbestreitbar eine Schönheit, aber es gab zur Zeit in der Zentrale der T-36 niemanden, der mit der dunkelhaarigen Frau etwas hätte anfangen können. Außer dem Ertruser und dem Siganesen gab es noch, Druuht in der Zentrale, einen verschlos-senen Oxtorner, und die Epsalerin Le Maron. Es war eine sehr bunt zusammengewürfelte Besatzung, auf gewisse Weise typisch für die Zustände in der Milchstraße.

Maresch trug wie auch der Oxtorner einen Miniaturschwerkraftgenerator, der ihm das Gefühl verlieh, sich auf dem Heimatplaneten zu bewegen - dieser Gravitationsdruck hätte ausgereicht, Beryll sofort in die Knie brechen zu lassen. Eine Umarmung durch einen Ox-torner wäre ihr soweit bekommen, wie der Siganese Chancen hatte, irgendwelche Zärt-lichkeiten von Beryll ohne Knochenbrüche zu überstehen. Und was Hans Halsen anbetraf, so galt er allgemein als Giftzwerg.

Dieser buntgewürfelte Haufen näherte sich in der Zentrale der T-36 einem Gebilde, das keiner an Bord recht einzuordnen vermochte.

Niemand hatte jemals etwas Ähnliches gesehen. Die meisten, die das Bild des „Dinges“ auf den Schirmen betrachteten, hatten dabei ein sehr ungutes Gefühl.

Daran konnte auch die Tatsache nichts ändern, daß dieses Gebilde eine Farbe hatte, die bei Menschen wohlbekannt war und normalerweise angenehme Gefühlsverbindungen auslöste - leuchtend goldfarben zeichnete sich das Ding auf den Schirmen ab. Eine ande-re Assoziation brachte das rätselhafte Gebilde in Verbindung mit den SVE-Raumern, mit

denen die Laren früher die Milchstraße beherrscht hatten - von der Beschaffenheit der Formenergie dieser SVE-Raumer konnte auch das Material des Gebildes sein.

„Sieht aus wie eine Weiche“, sagte Halsen.

„Wie etwas, dem man ausweichen sollte“, setzte der Siganese hinzu. Das Wortspiel kam nicht an.

Es war recht still in der Zentrale der T-36. Die Menschen darin hatten keine Angst vor dem Ding im All aber sie waren vorsichtig. Langsam nur schoben sich die beiden TSU-NAMI-Schiffe an das Gebilde heran, das mit einer Geschwindigkeit von annähernd 8000 Stundenkilometern auf einen imaginären Punkt im Leerraum zuraste.

„Aha!“ sagte Halsen. „Habe ich es mir doch gedacht.“

„Was gibt es?“ fragte der Kommandant.

„Der Massetaster spielt verrückt“, erklärte Halsen. „Die Anzeige ist plötzlich nach oben geschnellt, obwohl sich dort drüben nichts Erkennbares getan hat.“

„Daß wir nichts erkennen, heißt nicht, daß dort drüben nicht etwas geschieht“, stellte der Siganese fest. Er warf einen Blick auf die Instrumente, dann machte er sich an die Arbeit, seine Hängematte abzubauen - offenbar hielt er die Lage für nicht sehr vertrauenerweckend.

Der Kommandant der T-36 ließ sich die Meßergebnisse der einzelnen Geräte nacheinander auf einen Schirm einspielen. Die Ergebnisse waren beeindruckend - nichts stimmte mehr, fast alle Taster und Sonden spielten verrückt und lieferten absurde Werte. Auf den Bildschirmen begann das Abbild der Weiche in allen Regenbogenfarben zu schillern. Auch das konnte man schwerlich als normal bezeichnen.

„Wahrscheinlich sind die Entladungen daran schuld“, sagte Halsen und deutete auf die Schenkel des Y. Dort gab es etwas zu sehen, was sich nur schwer erfassen ließ - es sah aus, als sei das Material der Weiche an dieser Stelle ausgefranst und rage in ein leuchtendes Medium hinein, das sich jeder weiteren Analyse entzog. Es sah aus wie ein Gas, wie strahlender Nebel, und im Innern schienen förmliche Energiegitter zu toben. Die steilen Zacken auf den Kontrollschriften deuteten jedenfalls darauf hin, daß es dort zum Teil recht heftige Entladungen gab.

„Wie nahe wollen wir herangehen?“ fragte Beryll. Hether hatte es vorgezogen, ihren Schoß aufzusuchen, und ließ sich kraulen.

„Ein paar Kilometer Abstand sollten wir halten“, schlug Hans Halsen vor. „Wir dürfen drüben nicht den Verdacht erregen, als meinten wir unsere Annäherung aggressiv. Aus so etwas können Mißverständnisse entstehen, die nie wieder gutzumachen sind.“

Er hatte recht, infolgedessen stieß er auf keinen Widerstand. Galgan Maresch führte das Schiff mit gewohnter Sicherheit und Ruhe. Beryll war bereit, jederzeit das ATG-Feld einzuschalten und die T-36 so vor allen Gefahren in Sicherheit zu bringen - obwohl sie sich der Tatsache voll bewußt war, daß es Waffensysteme gab, deren Überfallwirkung keinerlei Gegenwehr oder gezielte Reaktion zuließ.

Aufgaben wie diese wurden auf den Schiffen der Kosmischen Hanse immer wieder geübt. Leben war zahlreich vorhanden im Universum, es konnte an fast jedem beliebigen Tag irgendwo in der Milchstraße zu einem Kontakt zweier einander fremder Völker kommen. Es gab Spezialisten, die ganz bestimmte Strategien entwickelt hatten, solche Kontakte einzuleiten.

Doch selbst die besten Spezialisten waren darauf angewiesen, daß man ihnen ein wenig Zeit ließ, daß beide Parteien an einem zunächst friedlichen Kontakt interessiert waren.

„Sehen wir uns das Ding einmal von der Seite an“, schlug Maresch vor.

Er ließ sich Zeit. Langsam umrundete die T-36 das Gebilde im Raum.

Von hinten erinnerte das Gebilde an einen T-Träger, wie er auch jetzt noch in der Architektur der Menschen oft verwendet wurde. Außer diesen recht groben äußeren Abmessungen ließ sich über das Gebilde nichts aussagen.

3

„Versuchen wir es mit einer Sonde“, schlug der Siganese vor.

Der Ertruser war damit einverstanden. Eine Meßsonde wurde fertiggemacht, ein längliches Gebilde, das mit zahlreichen Meßinstrumenten ausgestattet war, die ihre Daten über Hyperkom an die Bordpositronik der T-36 weitergeben konnten.

Es war einfach, diese Sonde so zu schalten, daß sie sehr auffällig an das Gebilde heranflog und auf den Instrumenten der Fremden - falls es sie gab - überdeutlich erscheinen mußte. Auch hier galt der Grundsatz, Mißverständnisse um jeden Preis

auszuschalten. Interessiert sahen die Menschen in der Zentrale der T-36 zu, wie sich die Sonde der Weiche näherte.

Sie kam bis auf acht Kilometer an das Schiff heran, dann begann sie plötzlich von innen heraus zu glühen und war ein paar Augenblicke später von den Schirmen als Körper verschwunden. Übrig geblieben war nur eine Gaswolke, die - deutliches Zeichen der Abstötung - nicht den ursprünglichen Kurs der Sonde fortsetzte, sondern von der Weiche fort-driftete.

„Man legt keinen Wert auf Besuch“, stellte Hans Halsen fest.

Die Frage stellte sich, was man als nächstes unternehmen sollte. Es schien naheliegend, es nun mit besonderen Mitteln zu versuchen - beispielsweise mit einem Teleporter. Aber es war kein Teleporter zur Stelle.

„Wollen wir einfach hier bleiben und diesem Ding hinterher fliegen?“ fragte San Chien, der Kommandant der T-97, dem Schwesterschiff der T-36 während dieser Operation.

„Was können wir anderes tun?“ fragte der Ertruser.

San Chien kam nicht mehr dazu, auf diese mehr rhetorische Frage eine Antwort zu geben.

Als erstes sah Maresch, wie das Bild auf dem Schirm zu tanzen begann, und einen Augenblick später spürte er, wie im Nebenraum ein riesiges Raupenkettengefährt durch den Zentralbereich seines Schiffes polterte, und abermals einen Augenblick später begriff der Ertruser, daß die T-36 wie von unsichtbaren Fäusten gepackt und durchgeschüttelt wurde.

Es sprach für die Qualität der Zentralebesatzung, daß keine Panik aufkam. Während Hether mit weiten Sätzen die Flucht antrat, suchten die anderen schnellstens ihre Sitze auf, wo sie sofort von den Rettungsautomatiken in Empfang genommen wurden. Der einzige, der sofort angeschnallt wurde, war Hans Halsen, er hatte sich nicht aus seinem Sessel gerührt.

„Energetische Verpuffungen!“ stellte der Hyperphysiker trocken fest, während die Sirenen im Schiffsleib aufheulten und die Besatzung auf die Stationen scheuchten.

„Was bitte?“ fragte Maresch.

Diese Rüttelei war eine scheußliche Sache. Man konnte nicht das geringste dagegen unternehmen. Die unsichtbaren Fäuste schüttelten das Schiff durch sämtliche Schirmfelder hindurch - die einzige Möglichkeit, diesem Zugriff zu entgehen, hatte die T-36. Dort hätte Beryll Phance das Mini-ATG aktivieren können, aber es sprach für die Kaltblütigkeit und Nervenstärke der Frau, daß sie bisher darauf verzichtet hatte.

„Irgendwelche Gefahren?“ rief der Ertruser. Nach seinen eigenen Vorstellungen flüsterte er lediglich, aber seine Nachbarn zuckten dennoch zusammen.

„Keine Gefahr für das Schiff“, lautete die knappe Antwort.

Das Schütteln ging weiter. Das Schlimmste war, daß beim Menschen die Augen zwecks guter Beweglichkeit freischwingend an elastischen Bändern am Schädel befestigt waren. Infolgedessen schaukelten die Augen bei dieser Rüttelei besonders stark und ließen Instrumente und Bildschirme wie verrückt tanzen - ein Effekt, der normalerweise hauptsächlich bei Erdbeben auftrat und dazu führte, daß die Bevölkerung schwankende Wände sah, wo gar keine waren. Der Effekt auf das Nervenkostüm der Betroffenen war in beiden Fällen gleich - er löste eine heiße Welle der Furcht aus.

4

„Ich wiederhole, energetische Verpuffungen unbekannter Art“, erklärte Halsen. Seine Stimmung verriet keinerlei Erregung - es war dies einer der Augenblicke, in denen man ihm sein mürrisches Wesen gerne verzieh.

„Kann man das ein bißchen präziser ausdrücken?“ fragte Maresch. Er steuerte die T-36 von dem Fremdkörper im Raum weg, und in dem Maß, in dem ihm das gelang, wurde auch das ständige Rütteln geringer.

„Es sieht so aus“, erklärte Halsen, „als käme es an den Enden des Ypsilon zu Explosi-onen, die sich aber nicht austoben, sondern irgendwie abgeleitet werden.“

„Daran erkennt man den exakten Wissenschaftler“, spottete Lasso Hevarder. „Irgendwie, das sind genau die Ausdrücke, mit denen wir jetzt etwas anfangen können.“

„Hast du Explosion gesagt?“

„So ungefähr!“

Die T-36 hatte inzwischen eine ruhigere Stelle des Weltraums erreicht, man konnte die Bewegungen jetzt abfangen und von den Automatiken unterdrücken lassen.

„Wie ungefähr?“

„Tja, ich weiß nicht recht...“

„So, als würde dort im Weltraum etwas materialisieren und sofort wieder verschwinden?“

Halsen sah seinen Kommandanten verblüfft an.

„Wie kommst du darauf?“

„Das werde ich dir zeigen“, sagte der Ertruser. „Ich brauche eine Funkverbindung nach Arxisto!“

Die Verbindung war nach recht kurzer Zeit hergestellt, aber von bemerkenswerter Schlechtigkeit. Ein Bild kam nicht zustande, die Sprache war von Knacksen und lautem Prasseln gestört.

„Hier T-36, Kommandant Galgan Maresch, ich rufe Arxisto!“

„Hilfe!“ gellte es aus dem Lautsprecher. „Sie kommen zurück!“

„Wer kommt zurück?“

„Die Viecher!“

Es schien die Stimme eines kleinen Jungen zu sein, die da aus dem Lautsprecher gellte.

„Was ist los? Rede klar und deutlich!“

„Alle rennen sie durcheinander“, schrie der kleine Junge. „Es hagelt riesige Steine, und es hat viele Tote gegeben.“

„Wann hat das angefangen?“

„Vor ein paar Minuten. Sie sind alle hinausgelaufen, und jetzt bin ich ganz allein hier. Könnt ihr kommen und uns abholen? Wer seid ihr überhaupt?“

Ein lautes Knacken ertönte, dann war die Verbindung unterbrochen. Es ließ sich un-

schwer ausmalen, was für ein Ereignis dazu geführt hatte.

„Wißt ihr jetzt, wozu dieses Ding gut ist?“ fragte Maresch.

„Diese Weiche...?“

„Der Ausdruck ist besser gewählt, als man annehmen sollte“, Sagte der Ertruser. „Ich bin fest davon überzeugt, daß mit diesem Ding, dieser Weiche, irgend etwas aus dem Nir-gendwo hier hergelotst und dann auf Arxisto abgesetzt wird.“

„Dann wäre das goldene Ding für den Angriff auf das Kontor von Arxisto-Park verantwortlich?“

„Ob verantwortlich, muß noch geklärt werden“, sagte Maresch. „In jedem Fall ist das Ding ursächlich daran beteiligt. Was sagt dein Koko, Lasso?“

Der Siganese war damit beschäftigt, die Positronik zu befragen. Als er aufsah, wirkte sein Gesicht sehr ernst.

„Euch die Einzelergebnisse zu sagen hätte wenig Sinn“, sagte der Siganese auffallend ernst. „Aber eines steht für mich nun fest - wir müssen uns vor diesem Ding sehr in acht nehmen.“

5

2.

Chabzawah betätigte den Türsummer. Er wartete, bis das letzte Pfeifen ihm kundtat, daß er eintreten durfte.

Kuruzur sah ihn an, als er über die Schwelle trat. Sein fältiges Gesicht drückte höchste Besorgnis aus.

„Neuigkeiten?“

„Katastrophenmeldungen“, sagte Chabzawah. „Wir müssen weiter.“

„Also habt ihr Leben gefunden?“

„Primitivexistenzen“, sagte Chabzawah. „Mehr nicht, aber es genügt. Wir können uns nicht länger hier aufhalten, wir müssen weiter.“

Kuruzur machte eine schmerzliche Gebärde. Es war nicht das erste Mal, daß er sich so etwas anhören mußte, aber es tat jedes Mal aufs neue weh.

„Ob wir jemals das finden werden, was wir suchen?“ fragte er leise.

Chabzawah sah ihn offen an.

„Vermutlich nicht“, behauptete er.

„Also weiter und weiter, ohne Ruhe, ohne Rast, immer weiter und weiter, bis...“

Er verstummte. Was er sagen wollte, war jedem klar. Es war schon oft gesagt worden.

Die Seolis hatten einmal mehr keine Heimstatt gefunden, keinen Platz, wo sie hätten friedlich sterben können.

Und mehr als das wünschten sie sich nicht - sie wollten nur friedlich sterben.

Kuruzur sah seine Glieder an. Die braunen Flecke waren deutlich zu sehen. Sie verrieten jedem, der es noch nicht wußte, daß er erkrankt war - wie alle an Bord.

Chabzawah bedachte den Kommandanten mit einem mitleidigen Blick.

Seit Äonen waren sie unterwegs, die Wesen von Seol-O-Lorrath, stets mit dem gleichen Ziel, stets mit der gleichen Aufgabe. Sie lautete schlicht:

Findet einen Platz, wo wir sterben können.

Nicht daß an Bord des Schiffes nicht gestorben wurde. Im Gegenteil, es gab fast täglich ein Bestattungsritual an Bord. Aber es gab auch fast täglich eine Geburt an Bord, und damit setzte sich das Unheil fort.

Und es gab kein Mittel, diesem Unheil entgegenzutreten.

Lautlos und heimtückisch verließ die Krankheit. Irgendwann einmal war sie aufgetreten, hatte sie ihr erstes Opfer gefunden - ausgerechnet in den Reihen eines Volkes, dessen

Friedfertigkeit weithin bekannt war. Niemals hatten die Seolis Krieg geführt - das Wort hat-ten sie schon einer fremden Sprache entnehmen müssen, da sie in ihrem Idiom keinen Ausdruck für solche Gewalttaten hatten.

Kuruzur sah auf die Projektion der umliegenden Sterne auf einem großen Bildschirm.

„Aber wohin?“ fragte er. „Gibt es in diesem Universum überhaupt noch einen Winkel, den wir aufsuchen könnten?“

Verfemt, verachtet, verstoßen - so zogen die Schiffe der Seolis ihre Bahn durch den Kosmos. Ab und zu trafen sie auf unbewohnte Welten, dann sandten sie Robots aus, die Erze herbeischafften, Rohstoffe, die zur Nahrung benötigt wurden. Nach jeder dieser Landungen mußten die Seolis etwas tun, was ihnen in tiefster Seele widerstrebte - sie ver-nichteten den betreffenden Planeten durch gezielten Atombrand. Und sie warteten in je-dem dieser Fälle, bis von dem betreffenden Planeten nichts mehr übriggeblieben war.

Denn mit sich schleppte die Flotte der Seolis die größte Geißel des bekannten Universums.

Mit sich führten die Unglücklichen die Sonnenwindpest - und es gab dagegen kein Heil-mittel.

„Laßt die Maschinen hochfahren“, sagte Kuruzur halblaut. „Du kannst gehen.“

6

Chabzawah verschränkte die Greifwerkzeuge vor der Stirn und verließ den Wohn- und Arbeitsraum des Kommandanten. Traurig suchte er seine eigene Wabe auf.

Miritir sah kaum auf, als er den engen Raum betrat. Sie war damit beschäftigt, das Nest zu bereiten. Die Arbeit fiel ihr schwer, denn sie war bereits stark gezeichnet von der Sonnenwindpest.

Es war das Gräßliche an dieser Seuche, daß sie ihre Opfer nicht mit körperlichem Schmerz quälte. Sie ließ die Befallenen nur langsam dahinsiechen, immer schlaffer und müder werden. Dann stellten sich braune Flecken auf den Leibern ein, danach dauerte es nicht mehr lange, bis die Glieder des Körpers langsam wegfaulten.

Irgendwann starb dann der Kranke. Es war ein sanfter Tod, aber er kam vor der Zeit; die meisten Seolis wurden gerade erwachsen, kamen gerade dazu, sich fortzupflanzen - dann traf sie die Sonnenwindpest.

Chabzawah lehnte sich gegen die Wand und sog tief die Atemluft ein. Eine ungeheure Müdigkeit hatte ihn ergriffen. Er wußte, daß ihm wahrscheinlich gerade noch Zeit genug bleiben würde, einen scheuen Blick auf seine Brut zu werfen, dann würde er - wie alle Seolis früher oder später - zum Pflegefall werden.

Das Höchste, was die zartgliedrigen Seolis kannten, war die Achtung vor dem Leben - und das schloß die eigene Existenz ein. Niemals wäre es einem Seoli eingefallen, fremdes Leben zu vernichten, noch weniger Hand an sich selbst zu legen.

Damals, vor Urzeiten, als die Sonnenwindpest an Bord gekommen war, hatte einer den Vorschlag gemacht, man solle das Schiff mitten hineinsteuern in eine Sonne, Schiff, Be-satzung und Seuche sollten vergehen in der alles zerstörenden Glut einer atomaren Reaktion. Niemand hatte diesem Vorschlag zugestimmt.

So zog seither die Flotte von Seol-O-Lorrah ihre Bahn, berstend vor Leben, tausendfäl-tigen Tod mit sich tragend.

Es hatte sich auch keiner gefunden, der es fertiggebracht hätte, dem elementarsten aller Naturtriebe zu begegnen. Ungeachtet des grausigen Schicksals, das ihre Brut unfehlbar treffen mußte, vermehrten sich die Seolis. Langsam war die Flotte gewachsen, manchmal aber auch abrupt geschrumpft - dann nämlich, wenn die Flotte in irgendeinem Winkel des Universums einem ebenso kriegerischen wie

seuchenängstlichen Volk begegnete. Immer dann waren Schiffe der Seolis vernichtet, waren Hunderte von Seolis getötet worden.

Dies zu vermeiden, wo immer es ging - auch daraus hatten die Seolis eine rare Kunst gemacht. Sie scheuteten den Kampf, den sie nicht verstanden. Sie verstanden aber, warum man sie scheute.

Einmal hatten sie nicht genügend aufgepaßt, ganz zu Anfang der Odyssee des Grauens. Es war ein kleines Raumschiff gewesen, nur fünfzig Mann Besatzung hatte es gehabt, aber jedem Seoli wurden bei der Erwachsenenwerdung die Bilder gezeigt, die sich an Bord dieses Schiffes abgespielt hatten. Jeder Seoli wußte, was jedem Fremdlebewesen blühte, das von der Sonnenwindpest befallen wurde - es starb schnell und unter unglaublichen Qualen.

„Wann wird es soweit sein?“ fragte Chabzawah. Er nahm aus dem Nahrungsbehälter einen Beutel mit Brei und saugte ihn langsam leer. Die Nahrung tat gut, aber sie konnte das Gefühl nicht abtöten, das Chabzawah erfüllte - die Angst vor dem Tode. Keiner an Bord war davor gefeit, jeden erwischte sie - sosehr die Seolis das Leben liebten, so sehr graute es ihnen vor dem Tod.

Miritir sah auf. Ihre großen dunklen Augen richteten sich auf Chabzawah. Er las Mitleid darin, und auch das schmerzte ihn.

„Bald“, sagte Miritir. Sie strich sich sanft über den Leib. Es war tatsächlich höchste Zeit für die Eiablage. In ein paar Tagen war es vermutlich soweit.

Chabzawah streckte einen Arm nach Miritir aus. Ihrer beider Hände berührten sich. Chabzawah wußte, daß die meisten weiblichen Seolis den Tag der Eiablage nicht über-  
7

lebten - der Vorgang war zu anstrengend und kostete Energie, die der von Krankheit geschwächte Körper nur dann aufbrachte, wenn er die letzten Reserven mobilisierte.

„Was haben wir getan?“ fragte Miritir. Sie sah an ihrem Partner vorbei. „Warum werden wir so gestraft, selbst die Ungeborenen? Sie sind dem Tod verfallen, noch bevor sie recht angefangen haben zu leben.“

Chabzawah legte den geleerten Nahrungsbeutel in das Fach zurück. Rohstoffe waren kostbar, weil es nur wenig davon gab. Sie mußten auf unbewohnten, unbelebten Planeten gewonnen werden, in deren Nähe es kein anderes bewohntes System gab.

Die Seolis hatten es nie gewagt, andere Systeme anzufliegen - sie waren nicht sicher, ob das mörderische Virus, das die Sonnenwindpest hervorrief, nicht durch den Strahlungsdruck einer Sonne hinübergewehrt werden konnte zu anderen Welten und dort Tod und Verderben brachte.

„Leben ist so definiert“, sagte Chabzawah. „Leben ist eine Organisationsform der Matrie, die den Tod kennt - der Preis für unser Dasein ist der Tod.“

„Aber doch nicht so ...“

Chabzawah legte seine Arme um Miritir. Sie kannten sich erst seit kurzer Zeit, aber die Beziehung war stets von großer Innigkeit gezeichnet gewesen.

„Wir können nichts daran ändern“, sagte Chabzawah. „Es hat auch keinen Sinn, dagegen aufzubegehen. Es ist so, wie es ist.“

\*

Die Flotte der Seolis bewegte sich langsam durch den Raum. Die Schiffe hatten es nicht eilig - schließlich gab es für sie kein Ziel, nur immerwährende Wanderschaft.

Die Flotte erreichte ein Sonnensystem, eine blaßgelbe Sonne mit nur einem Planeten - er war gerade weit genug von der Sonne entfernt, um aus der Sicht der Seolis brauchbar zu sein.

Die Flotte, knapp siebzig Schiffe stark, schlug eine Parkbahn um den Planeten ein. Son-den wurden ausgeschickt, die sich bis auf hundert Kilometer dem Planeten näherten und Aufnahmen von seiner Oberfläche machten. Näher heran trauten sich die Seolis nicht - sie hätten das Virus auf den Planeten übertragen können.

Während die Techniker der Seolis damit beschäftigt waren, die Bilder auszuwerten, hockte Chabzawah in seiner Kammer und gab sich der Verzweiflung hin.

Die Zeit der Eiablage war für Miritir gekommen. Die beiden hatten Abschied voneinander genommen, denn niemand konnte wissen, ob Miritir die Eiablage überstehen würde. Es gab Fälle, und Chabzawah betete zu allen Geistern und Göttern zwischen den Sternen, daß dies einer dieser Fälle sein möge. Es gab ab und zu Seolis, die sogar ein hohes Alter erreichten, und natürlich hoffte jeder, daß er und sein Brutpartner dazugehören mögen.

Der Bordlautsprecher begann zu quäken.

„Der Planet sieht gut aus“, gab der neue Kommandant bekannt. Kuruzur war vor einer Woche zusammengebrochen und gestorben. „Wir werden viele Rohstoffe an Bord nehmen können.“

„Rohstoffe“, sagte Chabzawah im Selbstgespräch. „Was soll ich mit Rohstoffen?“

Miritir hatte sich eingeschlossen, wie es Sitte war bei den Seolis. In der Regel brauchten die Frauen eine knappe Stunde, um ein, selten zwei Eier zu legen. Nach vier bis fünf Stunden waren sie mit dieser Beschäftigung meistens fertig, danach war es Sache der männlichen Seolis, sich um die Brut zu kümmern - in den meisten Fällen waren die Frau-en bei diesem Vorgang tot zusammengebrochen.

Drei Stunden waren vergangen, die Minuten der vierten Stunde zogen sich langsam da-hin. Chabzawah hörte ab und zu auf die Durchsagen des Lautsprechers, ansonsten saß

8

er still und versuchte, nicht nachzudenken. Jeder Gedanke war in dieser Situation eine Qual.

Freunde kamen zufällig vorbei, grüßten, verwickelten Chabzawah in mürrisches Geplauder und zogen wieder ab. Der Seoli wollte mit sich und seinem Leid allein sein. Auch das war Brauch - ebenso wie die zufälligen Besuche.

Nach fünf Stunden war Chabzawah dem psychischen und physischen Zusammenbruch nahe. Jetzt erst durfte er die Tür zum Nachbarraum öffnen, die Eier in Empfang nehmen und dem Brutkommando überantworten - und danach blieb ihm die schreckliche Pflicht, Miritirs Überreste in feierlichem Bestattungsritual dem Konverter zu übergeben.

Chabzawah traute seinen Augen nicht, als sich die Tür zum Nachbarraum plötzlich von sich aus bewegte. Er sprang in höchster Erregung auf.

Die Tür schwang zur Seite, Miritir erschien im Eingang, sie sah entsetzlich aus, völlig er-schöpft. Aber sie lebte.

Chabzawah sprang zu ihr hinüber und fing die Zusammenbrechende auf. Behutsam bet-tete er sie auf eine Liege. Ihr Blut floß in ruhigem, gleichmäßigem Tempo, man konnte es am Blutfenster sehen. Und was das wichtigste war - das Blut sah noch erstaunlich frisch und grün aus, als sei Miritir überhaupt nicht an der Sonnenwindpest erkrankt.

Chabzawah stürmte in die Eikammer. Im Raum hing der eigentümlich süße Geruch, der jeden Seoli sofort an Tod und Eiablage denken ließ. Auf dem Kissen lagen die Eier, sechs Stück.

Chabzawah schluckte.

Eines dieser Eier wichen von der Norm ab. Es war größer, und es schimmerte in hellem Weiß. Es hätte kleiner, rundlicher und grüner sein sollen, aber es war ein Seoli-Ei. Es gab für Chabzawah keine Zweifel, wie er zu handeln hatte.

Er nahm seine Brut vorsichtig auf und legte ein Ei nach dem anderen in seine Bruttasche. Vorsichtig trat er dann auf den Gang. Die Vorbeikommenden konnten an der gefüll-ten Bruttasche sehen, was geschehen war, und traten höflich zur Seite, wie es sich gehör-te, als Chabzawah an ihnen vorbei zum Quartier des Brutkommandos eilte.

Am Schalter warteten bereits ein halbes Dutzend Väter darauf, ihre Brut den Spezialisten übergeben zu können. Die meisten weinten, sie. hatten ihre Weiber bei der Eiablage verloren - einige waren unbeeindruckt oder zu sehr erfreut über den Anblick der eigenen Brut. Chabzawah versuchte, ein möglichst gleichgültiges Gesicht zu machen, obwohl er die Jubelkunde am liebsten laut herausgeschrieen hätte. Seine Frau lebte noch, das war mehr, als Chabzawah vom Schicksal erhofft hatte.

Die Brüterin hinter dem Schalter nahm die Eier behutsam in Empfang, kennzeichnete die Schalen mit einem dünnen Brandstift und legte die Eier dann in die Brutzellen, die im Schalterraum gestapelt waren. Dort wurden die Eier mit größtmöglicher Präzision ausge-brütet, bis die kleinen Seolis schlüpften. Diese Maßnahme hatte sich als unumgänglich erwiesen, seit die Mehrzahl der Seolis über das Alter der Eiablage nicht mehr hinauskam.

„Sechs Stück, ich gratuliere“, sagte die Frau hinter dem Schalter. Sie griff nach dem Brandstift und malte die Kennzahlen auf die Schalen.

„Augenblick“, sagte die Brüterin. „Das hier kann ich nicht mehr annehmen.“

Sie deutete auf das sechste, das weiße Ei.

„Warum nicht?“

„Es ist kein reguläres Ei“, sagte die Brüterin. „Sieh selbst - so sehen reguläre Eier aus. Dies ist keines.“

„Was ist es dann?“ fragte Chabzawah erregt.

Die Brüterin stieß ein ersticktes Wimmern aus.

„Natürlich ist es ein Ei, ich kann es ja sehen ..., aber ich kann es so nicht registrieren.“

„Ich möchte den Befehlshaber der Brutabteilung sprechen“, sagte Chabzawah energisch. „Auf der Stelle!“

9

„Wie du willst“, sagte die Brüterin.

Sie verschwand hinter ihrem Schalter. Chabzawah drehte sich ein wenig herum und sah in die Gesichter der anderen Väter. Ihre Mienen spiegelten Verärgerung wider, und Chab-zawah konnte das verstehen. Viele männliche Seolis waren heilfroh, wenn die Angele-genheit mit den Eiern schnell und reibungslos abgewickelt werden konnte - Chabzawah brachte Aufregung in den Vorgang, und das fiel einigen auf die Nerven.

Der Leiter der Brutabteilung erschien sehr bald. Er war einer der größten Seolis, die Chabzawah jemals gesehen hatte. Mißtrauisch beäugte der Brutdirektor das fragliche Ei.

„Eine schwierige Angelegenheit“, sagte er dann. „Es ist ohne jeden Zweifel ein Seoli-Ei, und es ist auch wieder keines. Ich weiß nicht, was ich da entscheiden soll. Bist du bereit mitzukommen?“

Chabzawah machte eine Geste der Zustimmung. Die anderen fünf Eier wurden ordnungsgemäß registriert, dann nahm der Brutdirektor das bewußte Ei auf und verließ zusammen mit Chabzawah den Schalterraum. Hintereinander gingen sie durch das Schiff

zum Kommandanten.

Er bewohnte die gleiche Kabine, die Chabzawah schon einmal betreten hatte“. Alle Kommandanten bewohnten die gleiche Kabine.

„Was gibt es?“

Der Bruttodirektor klärte den Befehlshaber des Schiffes über den Streitfall auf. Das Ei lag weiß und schimmernd auf einem Kissen, jedermann deutlich machend, daß es kein nor-males Ei war.

„Ich will nichts weiter, als daß es ordnungsgemäß registriert und ausgebrütet wird“, sag-te Chabzawah. „Das ist mein Recht.“

Der Kommandant dachte lange nach.

„Registriert und brütet das Ei“, entschied er schließlich. „Die Sache ist mehr als seltsam, aber wir können sie nicht anders entscheiden. In diesem Ei regt sich Leben, das macht die Entscheidung einfacher - auch wenn ich die Folgen einstweilen nicht übersehen kann.“

Der Bruttodirektor nahm das Ei wieder auf. Die seltsame Prozession ging zurück zur Brut-stelle. Dort wurde das sechste Ei der Brutverbindung Chabzawah und Miritir registriert und in ein Brutfach gelegt. Der Rechner des Brutsektors bekam den üblichen Auftrag, einen Namen für das Ei zu liefern, aber der Name, den der Rechner ausspuckte, wurde so gut wie nie verwendet.

Offiziell hieß der Keimling Hatabah, üblich wurde für ihn der Name Eiling.

Chabzawah sollte davon nichts mehr erfahren. Als er nach der langwierigen Prozedur der Brutanmeldung in seine Wabe zurückkehrte, fand er Miritir tot. Sie war trotz aller Hoff-nung der Anstrengung erlegen. Die maßlose Enttäuschung über diesen Schlag ließ Chab-zawah den Tod seiner Gefährtin nur um wenige Stunden überleben.

Er bekam seinen Sohn, den wohl berühmtesten Seoli, niemals zu Gesicht.

3.

Thoxhar sah auf die Uhr. Es war auf die Stunde genau zwei Jahre, siebzehn Tage und sieben Stunden her, daß er Dareena zum erstenmal gesehen und sich prompt in sie verliebt hatte.

Verliebt zu sein war für einen jungen Springer einer zudem verarmten Familie kein leicht zu ertragender Gemütszustand. Das galt insbesondere dann, wenn die Angebetete zum einen auf einem Planeten lebte, der nicht wie Thoxhars Walzenschiffheim durch den Welt-raum herumvagabundierte, und zum anderen einer ebenso altadeligen wie steinreichen Familie angehörte. Dareenas Vater hätte die Flotte des gesamten Sippenverbands, zu dem Thoxhar sich zählte, aufkaufen können, ohne das auf dem Bankauszug überhaupt zu

10

merken. Den Gawanths gehörten Welten, nicht nur ein paar Dutzend angeblich flugtaugliche Rostbüchsen zweifelhafter Herkunft mit Besatzungen eindeutig zweifelhafter Moral.

Dareena und Thoxhar wären sich vermutlich nie begegnet, hätte nicht Dareenas Vater auf Xaral IV nach dem Rechten sehen wollen und wäre zum anderen Thoxhars ebenso zänkischer wie trunksüchtiger Vater nicht wieder einmal mit den Behörden zusammenge-prallt.

Er war auf dem Weg zum örtlichen Gefängnis gewesen: Thoxhar hatte einen Gleiter aus dem Fahrzeugpark seines Vaters gesteuert, während ein livrierter Robot das Prunkgefäß des alten Gawanhar gesteuert hatte. Solche Chauffeur-Robots waren auf allerlei vorbereitet, aber auf die absonderlichen Reaktionen von Thoxhar war er nicht

gefaßt

g ewesen. Thoxhar hatte Dareeha flüchtig gesehen, ihr nachgestarrt, das Steuer herumgerissen ... Ein paar Augenblicke später hatte es dann auch schon gekracht.

Was Thoxhar an Dareena fand, war eindeutig. Sie war schlank und weißhaarig, hatte die typischen Rotaugen der vornehmen Altarkoniden, sprach ein halbes Dutzend exotischer Idiome, kannte sich in allen Winkeln der Arkon-Kultur aus, war gescheit, gebildet, schön und reich - mit einem kurzen Satz: Dareena war ein Mädchen, von dem Thoxhar nie ge-träumt hätte, weil er soviel Phantasie gar nicht besaß.

Dareena war gleich beim ersten Zusammentreffen von Thoxhar fasziniert gewesen. Daß man sie bewunderte, war ihr vertraut, daß man sie aber mit weit geöffnetem Mund anstarrte, war ein wenig ungewöhnlich. Daß dem stämmigen rothaarigen Springer mit den zahlreichen Hautunreinheiten auch fast die hellen Augen aus dem Kopf gequollen waren, hatte das Bild vervollkommenet. Noch nie in ihrem Leben hatte Dareena einen solchen jun-gen Mann gesehen; sie hatte sich sogar gefragt, wo dieses seltsame Exemplar von Le-bewesen entlaufen sein konnte.

Nun waren die beiden unterwegs zu einer Unterkunft, die ein entfernter Verwandter von Thoxhar als Liebesnest eingerichtet hatte - ein gemütliches Plätzchen auf einem relativ unbekannten Planeten, nicht sehr weit abgelegen von Arkon, aber auch wiederum nicht gerade an einer der Routen liegend, die von Raumschiffen wie Mückenschwärmen heim-gesucht wurden.

Arxisto hieß der Planet, und die beiden waren durchgebrannt.

Thoxhar steuerte den Gleiter über die Wipfel einer schier endlosen Dschungellandschaft. Er nahm sich Zeit dabei und steuerte einige weite Bogen, damit Dareena die Landschaft intensiver bewundern konnte. Es gab sehr viel Grün zu sehen, aus den weiten Flächen stiegen schwüle Dünste herauf und machten das Atmen schwer. Im Innern des Gleiters gab es eine perfekt funktionierende Klimaanlage, aber die Vorstellung, wie es draußen aussah, konnte einem schon den Schweiß auf die Haut treiben.

„Endlich sind wir allein“, sagte Thoxhar und tastete nach Dareenas Hand. Mit der ihm ei-genen Geschicklichkeit verfehlte er sie und erwischte statt dessen den Schalter, der das Verdeck zurückklappen ließ.

Wie ein Faustschlag traf die beiden der Waschküchendunst des Dschungels. Dareena schrie empört auf, und Thoxhar suchte verzweifelt nach dem Fehler, den er gemacht hat-te. Er brauchte geraume Zeit, bis er den Schalter wiedergefunden und das Verdeck ge-schlossen hatte.

Er grinste Dareena an, als wolle er seinen Fehler mit seiner Verliebtheit entschuldigen. „Gleich sind wir da!“ sagte er.

Er sprach undeutlich. Bei dem Versuch, Dareena aus den Händen ihres gestrengsten Va-ters zu retten, hatte er sich darauf versteift, die Aktion über eine Strickleiter abzuwickeln, anstatt durch die weitgeöffnete Tür zu gehen, die ohnehin nicht bewacht wurde. Auf den letzten Sprossen war er abgestürzt und hatte sich ein paar Vorderzähne ausgeschlagen. Das gab seinem Lächeln einen seltsamen Liebreiz.

11

Thoxhar sah noch einmal auf die Uhr. Man schrieb den 15. 10. des Jahres 424 NGZ, und Thoxhar erinnerte sich, daß er das Häuschen seines Verwandten für genau drei Wo-chen gemietet hatte - zum Ausgleich mußte Thoxhar ein paar kleine Gefälligkeiten für die-sen Verwandten inszenieren. Die Sache hatte mit Zollproblemen zu tun, war nicht unge-fährlich und vor allem reichlich ungesetzlich, aber Thoxhar war verliebt und

kümmerte sich nicht um Gesetze.

„Dort vorne ist es!“ rief er aus.

„Endlich“, seufzte Dareena.

Sie als Arkonidin vertrug die Hitze etwas besser als Thoxhar, aber die Schwüle war auch für sie eine Belastung.

Thoxhar stieß einen anerkennenden Pfiff aus. Sein Verwandter hatte nicht übertrieben. Der Platz war wirklich entzückend. Hohe Bäume ringsum, dazwischen ein großer See und auf der Insel inmitten des Sees ein weißes Gebäude.

„Siehst du!“ sagte Thoxhar, als habe er das Haus mit eigener Hand erbaut.

Er schaffte es, den Gleiter neben dem Haus abzusetzen, ohne größeren Schaden anzurichten. Diesmal war es Absicht, daß er das Verdeck öffnete.

Blütenduft lag über dem See, irgendwo sang ein Vogel. Das Idyll war vollständiger kaum vorstellbar.

„Was habe ich gesagt?“ fragte Thoxhar und zeigte einmal mehr sein nun arg lückenhaftes Gebiß. Dareena lächelte säuerlich zurück.

Mit jedem Augenblick, der verstrich, reute sie dieses Abenteuer mehr. Langsam begann in ihr die Einsicht aufzusteigen, daß sie nur deshalb ausgerechnet auf Thoxhar verfallen war, weil er den denkbar größten Gegensatz zu den Männern darstellte, mit denen sie bisher Umgang gehabt hatte. Thoxhar hatte alle Eigenschaften, die ein idealer Partner in den Augen von Dureenas Vater nicht haben durfte - er war zu klein, rothaarig, tölpelhaft, ungebildet, gleichsam eine lebende Karikatur eines idealen Partners. Obendrein hatte er Sommersprossen, kein Geld und auch keinerlei Hoffnungen, jemals zu Geld zu kommen.

Thoxhar half Dareena aus dem Gleiter. Er brauchte fünf Minuten, bis er das Türschloß geöffnet hatte. Dann machte er den Versuch, Dareena über die Schwelle zu tragen.

Der Versuch mißlang kläglich. Als erstes ließ er Dareena fast fallen, als er versuchte, sie anzuheben, dann rammte er ihren Kopf gegen die Türfassung, und als das Experiment endlich klappte, dann nur, weil er sich die Angebetete über die Schulter gelegt hatte wie einen nassen Sack.

Das hatte zur Folge, daß die Tür wieder ins Schloß fallen konnte, bevor Dareena einen Blick auf das Innere des Hauses werfen konnte. Sie kam erst dazu, als Thoxhar sie auf einem plüschigen Etwas ablud.

Im Raum hing ein Geruch, der von der Sittenpolizei von Lepso verboten worden wäre, die duftgewordene Unzucht. Das Mobiliar war schwülstig und überladen, die Zeichnungen an den Wänden erschreckend ... Mit jedem Blick stellte sich für Dareena deutlicher dar, daß es sich um die Heimat eines verhinderten Wüstlings handeln mußte.

Thoxhar lächelte zufrieden.

„Hübsch, nicht wahr?“ sagte er.

Dareena wäre am liebsten auf der Stelle verschwunden, und sie machte auch Anstalten dazu. Sie öffnete die Tür und rannte ins Freie.

Dies alles geschah am 15. 10. des Jahres 424 der Neuen Galaktischen Zeitrechnung, und es war dieser Tag, an dem die Invasion des Grauens über Arxisto hereinbrach.

Dareena sah, als sie den Gleiter erreichte, wie der Boden bebte und zitterte, wie die ganze Atmosphäre gleichsam zu kochen begann. Und dann tauchten unmittelbar in ihrer Nähe die ersten erschreckenden Gestalten auf.

Dareena schrie laut und flüchtete in die Lasterhöhle zurück.

Das war am 15. 10. gewesen.

\*

„Sind sie immer noch da?“

„Allerdings“, sagte Thoxhar. „Sie belagern uns!“

Man schrieb unterdessen den 30. 10., und seit nunmehr zwei Wochen wurden die beiden in ihrer Liebeshöhle von einer Gruppe exotischer Krieger belagert, die dem Haus mit Schwertern und Keulen zu Leibe gerückt waren und nicht daran dachten, diese Belagerung aufzugeben.

Thoxhar hatte nicht die leiseste Ahnung, woher die Insektenkrieger stammen mochten noch was ihre Pläne waren. In jedem Fall hatten sie das zärtliche Idyll der beiden Ausreißer entsetzlich gestört.

„Hätte ich doch nie auf dich gehört!“ jammerte Dareena. Thoxhar kannte den Text schon, er hörte seit vierzehn Tagen nichts anderes. Es war das Glück der beiden gewesen, daß Thoxhars Verwandter nicht nur für eine Spezialbibliothek gesorgt hatte und für einen beachtlich großen Vorrat an guten Getränken. Es hatte auch Waffen in einer Kammer gegeben, weittragende Impulsstrahler, und mit diesen Waffen hatten sich die beiden in dem Haus verschanzt.

Jetzt aber sah es so aus, als sei das letzte einer Reihe nicht sehr angenehmer Stündchen gekommen. Die Insektenkrieger rüsteten zum Sturmangriff.

„So unternimm doch etwas!“ beschwerte sich Dareena. „Diese Bestien werden uns noch umbringen. Wo kommen die überhaupt her?“ Dieselbe Frage hatte sich Thoxhar schon einige Male gestellt. Er war kein sehr aufgeweckter Bursche, und was er zu sehen bekam, überstieg seine Verstandeskräfte bei weitem. Nur in einem Punkt war sich der junge Springer sicher - all dies ging nicht mit normalen Dingen zu. Hier hatten die Sternenteufel ihre Hände im Spiel, wenn nicht gar Perry Rhodan dafür verantwortlich war. Wenn Springer in Notlagen steckten, pflegten sie aus alter Gewohnheit die Ursache bei dem vermaledieiten Terraner zu suchen.

„Nimm die Waffe!“ schnauzte Thoxhar seine Geliebte an. Nach vierzehn Tagen ohne Schlaf sah Dareena nicht einmal annäherungsweise so gut aus, wie Thoxhar sie in Erinnerung hatte. „Wir müssen uns unserer Haut wehren.“

„Wäre ich doch zu Hause geblieben“, seufzte Dareena.

Thoxhar spähte aus dem Fenster. Die Insektenkrieger hatten das Haus umzingelt, sie lagen in Deckung und rührten sich einstweilen nicht. In den Wänden des Hauses steckten zahlreiche Pfeile, der Gleiter war nach einem mißglückten Startversuch eines Insektenkriegers mitsamt dem Neugierigen davongerast und im See verschwunden.

In den letzten vierzehn Tagen war Thoxhar kaum dazu gekommen, ein wenig zu schlafen - sein ursprünglicher Plan, den größten Teil der Zeit in kuscheliger Umarmung zu verbringen, war ohnehin im Versuchsstadium gescheitert. Entsprechend müde und verbitert war der junge Springer, und er rechnete sich aus, daß die Insektenkrieger seine Verfassung abschätzen konnten. Taten sie das, dann stand vermutlich jetzt der letzte, alles entscheidende Sturmlauf bevor. Wahrscheinlich würden sie versuchen, den beiden das Dach über dem Kopf anzuzünden.

Wie die Aussichten der beiden jungen Leute waren, diesen Kampf zu überstehen, wagte Thoxhar sich gar nicht erst auszumalen - sie waren gleich Null.

Auf der anderen Seite war die Wahrscheinlichkeit, daß es fremde Insektenkrieger vom Himmel regnete, ebenfalls nicht sehr hoch - vielleicht spielte in diesem Fall die Wahrscheinlichkeit ein wenig verrückt.

„Da kommen sie“, murmelte Thoxhar.

Er hob die Waffe und feuerte. Magazine gab es in dem Liebesnest genug, warum auch

immer. Thoxhar hatte einen Abscheu davor, zu töten, und so versuchte er stets, die Insek-

13

tenkrieger lediglich zum Rückzug zu zwingen. Ob ihm das auch in diesem Fall gelingen würde, stand zu bezweifeln.

Sie kamen von allen Seiten.

Ihr Kriegsgeschrei war ein helles Zirpen, ziemlich nervenzerfetzend. Wie immer bei diesen Angriffen drehte Dareena die Musikanlage lauter - zum einen, um den Angriffslärm zu übertönen, zum anderen, weil die Insektenkrieger auf sehr niederfrequenten Schall sehr stark ansprachen. Dementsprechend hatte Dareena den Baßregler besonders weit aufge-dreht.

„Habe ich es mir doch gedacht“, murmelte Thoxhar.

Zischend kam der erste Brandpfeil herbeigesaust und schlug im Dach ein. Er hielt sich dort nur wenige Sekundenbruchteile, dann fiel er herab. Leider konnte Thoxhar nicht erkennen, ob die Flammen auf das Dach übergegriffen hatten.

Die nächsten Pfeile kamen herangeschwirrt. Sie zischten durch die wenigen Breschen, die die Insektenkrieger hatten schlagen können - die Fenster hatten sie nicht kleinbekommen, wohl aber Teile des Mauerwerks. Durch diese Lücken kamen die Pfeile herein-gesaust und spickten nach und nach das gesamte Inventar. In dem plüschüberzogenen Bett staken allein siebzehn Pfeile und drei Speere.

Thoxhar hatte sich etwas einfallen lassen, was die Insektenkrieger zurückhalten sollte. Er nahm den Strand zwischen Haus und See unter Beschuß. Dabei traf er zwar niemanden, aber der Sand wurde durch das Feuern glühheiß, und das mochten die Insektenkrieger überhaupt nicht.

„Hörst du etwas?“ schrie Thoxhar, um die Musikanlage zu übertönen. Die schmachenden Klänge waren dem Zweck der Behausung zwar recht gut angepaßt, paßten aber überhaupt nicht zu dem, was draußen gerade vorging.

„Was soll ich hören?“ rief Dareena zurück. Sie bestrich einen anderen Abschnitt der Umgebung mit ihrer Waffe.

„Ich meine ein Knistern hören zu können“, rief Thoxhar. „Ich fürchte, das Dach brennt.“ Beide sahen nach oben, aber dort war nichts zu erkennen.

Der Kampf ging weiter. Ein Insektenkrieger überquerte mit weiten Sätzen den Strand und schleuderte einen Speer. Das Geschoß kam herangesaust und prallte auf den Boden. Im dicken Teppich blieb es stecken, aber nicht ohne zuvor die Musikanlage umgerissen zu haben. Aus den Lautsprechern drang nun ein jämmerliches Heulen und Jaulen - das kopfstehende Bandgerät lieferte gräßliche Gleichlaufschwankungen.

„Entsetzlich“, murmelte Thoxhar.

Etwas krachte hinter ihm, und als er sich umdrehte, sah er, wie in der Decke ein Riß entstand. Etwas tropfte herab und fing unterwegs Feuer.

„Das Dach brennt!“ schrie Thoxhar.

„Sie werden uns abschlachten“, jammerte Dareena.

Thoxhar warf einen Blick auf die Geliebte. Er kannte solche Situationen nur aus Filmen, und nach dem, was er dort gelernt hatte, war es langsam an der Zeit, Dareena vor dem gräßlichen Los zu bewahren, in die Hände der Insektenkrieger zu fallen. Er hätte sie für-sorglich erschießen müssen; so hatte er entsprechende Szenen in Erinnerung.

Auf der anderen Seite konnte er sich nicht ausmalen, was die Insektenkrieger Besonde-res mit Dareena würden anfangen können - wohl aber konnte er sich

ausmalen, was Da-reenas Vater mit ihm anfangen würde, wenn er Dareena erschoß und dann nicht selbst auch erschlagen wurde.

Teile des Dachstuhls kamen herunter, polternd und funkenstiebend. Draußen verstärkte sich das aggressive Zirpen der Insektenkrieger. Der Kampf näherte sich unausweichlich seinem Ende.

„Stell dich in die Tür!“ rief Thoxhar. „Dort bist du vor fallenden Balken sicher.“

14

Er selbst stellte sich am Eingang auf. Immer mehr Teile der Decke kamen herunter, Balken, Bretter und zerfließendes Kunststoffmaterial. In dem plüschüberladenen Raum fanden die Flammen reiche Nahrung. Aus dem Bandgerät stieg eine Stichflamme in die Höhe, als das Band Feuer fing und binnen weniger Sekunden lichterloh zu brennen begann. Der Baldachin aus rotem Samt über dem breiten Bett begann ebenfalls zu brennen.

Das Haus war technisch modern ausgerüstet. Obwohl das System wahrscheinlich durch den Beschuß stark beschädigt war, begannen in diesem Augenblick die Sprinkleranlagen mit ihrer Arbeit.

Aus einem halben Dutzend kleinerer und größerer Düsen strömte Wasser in den Raum, dazu schoß ein robotgesteuertes Rohr weißen Löschschaum hinauf zum brennenden Dach.

Auf diese Weise bekam Thoxhar den ersten Insektenkrieger aus der Nähe zu sehen. Der Bewaffnete wurde voll von dem Löschschaum getroffen, stürzte herab in den Wohnraum und landete in der Nähe des Bettes. Beim Aufstehen verwinkelte sich der Krieger in der glimmenden Bettdecke.

Der Anblick war mehr, als Thoxhar vertragen konnte. Er wußte, daß es um Leben oder Tod ging, aber er war nicht mehr in der Lage, ernst zu bleiben - ein mannshohes Insekt, von oben bis unten mit Löschschaum bedeckt, der zäh herabtropfte, dazu in eine intensiv dunkelrote Bettdecke gewickelt wie in eine römische Toga... Thoxhar glaubte, den Verstand zu verlieren.

Dann hob der Insektenkrieger die Streitaxt, um Thoxhar den Schädel einzuschlagen.

Thoxhar schaffte es nicht, sich zu rühren. Er war wie gelähmt. Dieses Wechselbad der Gefühle überstieg seine Kräfte bei weitem.

Er brach vollends zusammen, als er aus schreckgeweiteten Augen sah, wie sich der Insektenkrieger vor seinen Augen auflöste. Er verschwand im Bruchteil einer Sekunde, als habe er sich in Luft aufgelöst. Ein rascher Blick zur Seite zeigte Thoxhar, daß es den anderen Insektenkriegern ähnlich ergangen war.

Thoxhar brach bewußtlos zusammen.

Dareena gab einen letzten Schuß ab, dann legte sie die Waffe aus der Hand. Hinter ihr knisterten die kleinen Restfeuer. Der Raum sah entsetzlich aus, im Türwinkel lag, alle vier weit von sich gestreckt, Thoxhar.

Dareena schüttelte den Kopf.

„Männer!“ sagte sie verächtlich.

4.

„Kannst du die Meldung bestätigen?“

Der Funker auf Arxisto schwieg einen Augenblick lang, dann antwortete er auf die Frage des Ertrusers:

„Ich brauche nur aus dem Fenster zu blicken. Alles, was in den letzten Tagen hier angekommen ist, beginnt sich aufzulösen, teils langsamer, teils schneller. Dafür kommt aber neuer Dreck herunter. Kann mir einer von euch sagen, was wir mit ein paar

hunderttausend bunten Bällen machen sollen, die offenbar leben und keinen größeren Spaß kennen, als unseren Leuten ständig gegen die Körper zu knallen? Ich bestehe am ganzen Körper nur aus blauen Flecken.“

Galgan Maresch grinste.

„Jetzt wißt ihr Terraner endlich einmal, wie es einem eurer Fußbälle zumute ist“, sagte er heiter.

„Nein, wie witzig“, gab der Mann auf Arxisto zurück. „Habt ihr eine Ahnung, was das zu bedeuten hat? Und was ist mit Rhodan? Wollte er nicht kommen?“

„Es wird wohl noch eine kleine Weile...“

15

„Er ist da, kannst du deinem Gesprächspartner sagen“, erklang eine ruhige Stimme hinter dem Ertruser. Maresch fuhr herum.

„Junge, Junge“, sagte er. „Diese Art Auftritt kann einen armen alten Ertruser ganz schön erschrecken. Willkommen an Bord.“

Perry Rhodan lächelte freundlich.

„Was gibt es an Neuigkeiten?“ fragte er.

Maresch faßte die Lage knapp und präzise zusammen.

„Zum einen löst sich auf Arxisto offenbar alles auf, was nicht älter ist als ein paar Tage“, berichtete er. „Zum anderen ist gerade neuer Weltraummüll angekommen - und zwar präzise zeitgleich mit den seltsamen Explosionen, die wir bei der Schiene festgestellt haben.“

Rhodan rieb sich den linken Nasenflügel.

„Was sagt die Positronik? Zusammenhänge?“

„Mit Sicherheit“, antwortete Hans Halsen. „Es sieht so aus, als würde dieses Ding Gegenstände von irgendwoher aufsammeln und in dieser Gegend wieder abstoßen.“

„Und die Wesen, die vor ein paar Tagen gekommen sind, was ist mit denen? Lösen sie sich auf?“

„Richtig, sie verschwinden einfach, als hätte es sie nie gegeben.“

Perry Rhodan fand diese Nachricht weit weniger beruhigend, als sie auf den ersten Blick klingen mochte.

Er hatte ein vorzügliches Gedächtnis, und er entsann sich noch recht genau eines anderen großen Verschwindens.

Damals war der Robotregent von Arkon an Rhodan herangetreten mit der Bitte um Hilfe. Das gigantische Positronengehirn auf Arkon III war mit einem Phänomen nicht mehr zu-rechtgekommen und auf die Hilfe der Terraner angewiesen gewesen. Auch damals waren Dinge und vor allem Menschen verschwunden, ganze Planeten waren entvölkert worden.

Es war kein heimtückischer Überfall gewesen, wie der Robotregent vermutet hatte - es hatte sich nur um ein hyperphysikalisches Phänomen gehandelt, das sich bei der Berührung zweier Kontinua nicht immer ausschließen ließ. In diesem Fall, Perry Rhodan erinnerte sich genau, hatten sich das Einstein-Universum und das Kontinuum der Druuf berührt, und in der Überlappungszone waren die Menschen verschwunden. Sie waren hingeglipten in das Druuf-Universum, wo die Zeit einige zehntausendmal langsamer ab lief als im Kontinuum der Terraner und Arkoniden.

An diese Ereignisse mußte Perry Rhodan denken - und sie bekümmerten ihn nicht wenig.

Wenn in solchen Phänomenen die Zeit eine gewichtige Rolle spielte, dann wurden die Dinge meist sehr bedenklich. Wesen, gleich welcher Art und Herkunft, die mit der Zeit

herumexperimentierten, waren stets besonders ernst zu nehmen. Auch davon konnte Per-ry Rhodan ein langes Lied singen, das mit dem Zeittransmitter der Mdl begann und mit den Wächtern der Schwingungsmacht aufhörte.

„Lösen sich auch Dinge und Menschen auf Arxisto auf, die bereits vorher dort waren?“

„Leute von uns? Keiner, soweit uns das bekannt ist. Wir wissen allerdings nicht, ob ein paar Vermißtenmeldungen, die wir aufgefangen haben, auf das Konto solcher Vorgänge gehen oder andere Ursachen haben.“

„Es gibt Vermißtenmeldungen?“

„Ein paar. So wird unter anderem ein Liebespärchen gesucht, er Springer, sie Arkonprinzessin - aber wie soll man so ein Pärchen hier finden?“

„Wir werden uns melden, wenn wir mehr wissen.“

„Hoffentlich bald“, sagte der Funker auf Arxisto. „Diese Bälle sind nämlich ganz schön gefräßig, und außerdem quietschen sie sehr laut. Wenn die das auch nachts tun ...“

„Sorgen haben manche Leute“, murmelte Maresch.

„Die Weiche feuert wieder!“

16

Perry Rhodan sah auf den großen Bildschirm, auf dem die Weiche abgebildet war.

Wieder war zu sehen, wie durch den energetischen Nebel an den Schenkeln des Ypsilon's Entladungen tobten, aber diesmal war der Vorgang noch seltsamer als beim ersten-mal.

„Oha!“ stieß der Ertruser hervor. „Das Ding spuckt hier und jetzt etwas aus.“

Auf dem Massetaster zeichnete sich ab, daß ein Körper im Raum-Zeit-Kontinuum aufge-taucht war. Dem Taster nach zu schließen, mußte es sich um ein recht großes Gebilde handeln, wahrscheinlich um ein Raumschiff.

„Noch eines“, rief Halsen. „Da kommt eine ganze Flotte an!“

„Wir ziehen uns ein Stück zurück“, sagte Perry Rhodan. „Nur keine Aufregung dort drü-ben auslösen. Wer weiß, wer oder was dort angekommen ist.“

„Wird gemacht“, erklärte Maresch. Der Kommandant des zweiten TSUNAMI-Schiffes hatte alles mitgehört und leitete das Parallelmanöver der beiden Schiffe ein.

„Wie viele sind es?“

„Schätzungsweise fünfzig“, sagte Halsen, der aufmerksam seine Instrumente beobach-tete. „Und es werden immer mehr.“

„Eine Invasion!“ stieß Le Maron hervor. „Eine Flotte aus dem Nirgendwo!“

„Präzise ausgedrückt“, sagte Perry Rhodan. Er setzte sich und schlug die Beine über-einander. „Wir werden abwarten, was passiert. Haben wir Funkverbindung mit Arxisto?“

„Die Leitung steht noch“, bestätigte Maresch. „He, Arxisto, was gibt es an Neuigkeiten bei euch?“

„Nichts“, gab eine leidgequälte Stimme durch. „Aber wenn ihr uns nicht sehr bald einen Großtransporter mit Ohrwatte herüberschickt, werden hier alle Leute wahnsinnig werden.“

Maresch lachte laut und dröhnend. Die Vorstellung, daß auf einem Planeten eine riesige Schar lebender bunter Bälle herumhüpft, Menschen ansprang und dabei laut quietschte, stand in krassem Gegensatz zur Lage in der Nähe der Weiche - dort erschien ein Raum-schiff nach dem anderen, und das war überhaupt nicht lächerlich.

„Es sind jetzt fast fünfhundert Schiffe“, sagte Halsen.

„Können wir ein Bild davon bekommen?“

„Dort rechts, auf dem Schirm!“ sagte Halsen. Er ließ seine Finger über die Tastatur hu-schen.

Auf einem der Nebenbildschirme erschien eine Abbildung der Fremdflotte. Die Schiffe waren langgestreckt und korkenzieherförmig gedreht, der Querschnitt entsprach einem Sechseck.

„Hm“, machte Galgan Maresch. „Sieht aus ... Also, ich will ja nichts gesagt haben, aber mich erinnert dieses Schiff an eine Nudel, eine besondere Form von Nudel...“

„Auf eine solche Idee kann auch nur ein Ertruser kommen“, schimpfte Lasso Hevarder. „Ihr betrachtet wohl den ganzen Kosmos nur unter gastronomischen Gesichtspunkten.“

„Manchmal ja“, sagte Maresch. „Beispielsweise, wenn wir den Wert von Siganesen ein-schätzen - ihr reicht nicht einmal aus, um eine herausgefallene Zahnpfombe zu ersetzen.“

Lasso machte eine Geste, als wolle er sagen: Da habt ihr's.

„Ganz von der Hand zu weisen ist der Vergleich nicht“, sagte Perry Rhodan schwach lächelnd. „Tun wir also unserem ertrusischen Freund den Gefallen und reden wir von Nu-delschiffen.“

„Lieber nicht“, sagte Maresch und hob abwehrend beide Hände. „Das würde meinen Ruf ruinieren - nennen wir sie Wendeschiffe.“

„Schon besser“, sagte Hevarder. „Wie viele sind es jetzt?“

„Sechshundertachtundzwanzig“, las Halsen ab. „Alle ziemlich genau gleich groß, knapp zwei Kilometer lang und ungefähr fünfzig Meter dick.“

Perry Rhodan sah auf den Bildschirm.

„Stimmt die Farbwiedergabe?“

17

„Perfekt“, lautete die Antwort. „Die Wendeschiffe sind tatsächlich pechschwarz.“

Noch einmal huschte die Anzeige in die Höhe. In der Energiewolke zuckte eine besonders grelle Entladung auf, dann hörte das energetische Ungewitter auf.

„Da ist noch ein Schiff!“ stieß Halsen hervor. „Das gleiche Modell, aber silbern bemalt.“

Er brauchte nur kurze Zeit, um dieses Schiff in einer Großaufnahme auf den Hauptschirm zu projizieren.

„Und wesentlich kleiner“, sagte er. „Dieses Schiff ist höchstens dreihundert Meter lang.“

Der schweigsame Oxtorner meldete sich.

„Mich erinnert das alles an einen irdischen Bienenschwarm mit der Königin“, sagte Druuht ruhig.

Perry Rhodan nickte. Druuhts Eindruck wurde noch bestätigt, als sich der Schwarm der schwarzen Wendeschiffe um das Silberschiff herum zu sammeln begann.

„Arxisto, sind bei euch irgendwelche Schiffe gelandet?“

„Nur normale Handelsschiffe“, sagte der Funker auf dem Planeten, der von der Weiche heimgesucht wurde. „Aber uns reicht das, was wir haben. Diese verrückten Bälle sind fast schlimmer als der Krempel, der uns in den letzten Tagen auf den Kopf gefallen ist.“

„Wo ist Arger Staball?“ wollte Perry Rhodan wissen.

„Der treibt sich draußen herum und versucht, Ordnung in das Chaos zu bringen“, gab der Arxisto-Funker zurück. „Ich bin eigentlich nur der Ersatzmann für einen Ersatzmann.“

„Aha“, sagte Rhodan. Das erklärte auch den etwas lockeren Tonfall des Funkers. Er wandte sich an Galgan Maresch.

„Wir gehen ein bißchen näher heran“, bestimmte er. „Die T-97 soll ein wenig zurückbleiben.“

„Ungern“, gab San Chien zurück.

Galgan Maresch ließ die Triebwerke der T-36 beschleunigen. Er war ein vorzüglicher Pi-lot, er strahlte die Ruhe und Gelassenheit aus, die in einer so kritischen Lage dringend erwünscht war.

„Auf das Silberschiff zu“, bestimmte Rhodan. „Aber langsam.“

Die T-36 nahm zögernd Fahrt auf. Sobald die Geschwindigkeit des TSUNAMI-Schiffes anmeßbar geworden war - selbst für recht grobe Taster -, regten sich auch die Wendeschiffe. Der Schwarm zog sich zusammen. Halsen ließ von der Positronik die mutmaßlichen Bewegungen zusammenfassen und auswerten.

„Sie ballen sich zwischen uns und dem Silberschiff zusammen“, sagte Halsen.

„Also eine Art Raumschiffskönigin“, murmelte Rhodan.

Die Sache gefiel ihm überhaupt nicht. Diese Weiche erschien ihm überaus gefährlich, und daß sich im Augenblick auf Arxisto kabarettreife Szenen zwischen Menschen und lebenden Fußbällen abspielten, verstärkte diesen Eindruck noch. Er mußte auch an den Situationstransmitter denken, den die Mdl seinerzeit eingesetzt hatten, oder an den Fiktivtransmitter, mit dem ES einmal die Menschen ausgerüstet hatte.

War diese Weiche eine neue Waffe der Seth-Apophis - womöglich gerade wegen ihrer Unvollkommenheit?

„Langsam näher“, bestimmte Rhodan.

Die Flotte der Wendeschiffe hatte sich zu einem dichten Klumpen zusammengeballt. Nur ein paar, Schiffe übernahmen es, den Rücken des Silberschiffs zu decken.

Die T-36 kroch förmlich auf den Pulk der Wendeschiffe zu.

Ab und zu schielte Maresch nach dem Energietaster. Die Positronik der T-36 konnte in unglaublich kurzer Zeit die Schirmfelder aufbauen, die die T-36 schützen sollten, und Be-ryll Phance konnte in ebenso kurzer Zeit dafür sorgen, daß die T-36 hinter dem ATG-Feld unangreifbar wurde.

Es gab aber auch Waffen, die ihren Einsatz nicht erst herübertelegraften, sondern ein-fach zuschlügen - das beste Beispiel dafür waren die Transformkanonen. Wer sich einem

18

mit Transformkanonen bewaffneten Gegner näherte, konnte nicht auf den ersten Ansatz zum Angriff warten - dazu war es im Ernstfall zu spät.

„Ich stelle gerade fest, daß diese Fremden unglaublich massig gebaute Raumschiffe ha-ben“, sagte Halsen. „Die Dinger sind regelrecht gepanzert, als befürchteten sie, von innen heraus zu explodieren.“

„Kann man noch mehr messen?“

„Nicht viel“, sagte Halsen. „Die Triebwerke sind recht mäßig in ihrer Leistung, der Ortungsschutz mittelmäßig.“

„Versucht, sie anzufunkeln“, bestimmte Rhodan.

Übergangslos erstrahlte die Zentrale der T-36 in grellem Glanz. Erst nach einigen winzi-gen Verzögerungen waren die Regler imstande, die plötzlich über das Schiff hereinbre-chende Flut auf ein erträgliches Maß zu senken.

„Was hat das zu bedeuten?“ fragte Maresch. „Sie beschießen uns mit Licht. Wozu soll das gut sein?“

„Die Frequenz ändert sich!“ meldete Halsen.

„In welcher Richtung?“

„Sie gleiten von UV-Strahlung allmählich immer tiefer“, berichtete Halsen. „Man müßte es jetzt auch sehen können.“

In der Tat veränderte sich die Farbtemperatur des einfallenden Lichtes erheblich. Es wurde langsam immer rötlicher.

„Ein Zeichen?“ rätselte Perry Rhodan, während sich der strahlende Schein auf den Schirmen langsam wandelte. Die gesamte Flotte der Wendelschiffe strahlte die T-36 mit immer langwelligerem Licht an. Die Optiken nahmen dieses Licht auf und projizierten es in die Zentrale.

„Wenn dort drüben Menschen wären“, sagte Druuht, „wüßte ich eine Deutung.“

„Ich höre.“

„Hans, wie schnell verändert sich die Wellenlänge des Lichts?“

„Asymptotisch, das Licht wird sich irgendwo im dunklen Rotbereich einpegeln.“

„Dann deute ich es als Warnsignal - Rot für ‚halt!‘“

Noch immer bewegte sich die T-36 mit relativ geringer Geschwindigkeit auf die Flotte der schwarzen Schiffe zu.

Dann brannte eine neue Lichtflut auf. Die Energietaster schlugen aus. Sofort wurden die Schirmfelder der T-36 hochgefahren.

„Kein Grund zur Besorgnis“, meldete Maresch. „Eine atomare Explosion, weit entfernt und bei weitem nicht stark genug, um uns gefährden zu können.“

„Mehr eine Art Knallerbse“, sagte Rhodan halblaut. „Offenbar legt man dort drüben keinerlei Wert auf einen Kontakt mit uns. Wahrscheinlich haben sie Angst vor uns.“

„So groß und gewaltig ist die T-36 nun auch wieder nicht“, sagte Maresch. „Was ergibt die Anfunkerei?“

„Nichts, sie reagieren nicht auf unsere Anrufe“, stellte Halsen fest.

„Können oder wollen sie nicht?“

„Keine Ahnung“, sagte Halsen.

Die grauschwarze Bordkatze kam herangeschlichen. Rhodan nahm sie auf den Arm und kraulte sie leicht. Unwillkürlich mußte er an Gucky denken, den er früher sehr oft am Nacken gekrault hatte. Ein Teleporter wäre jetzt sehr nützlich gewesen. Rhodan überlegte, ob er einen Mutanten anfordern sollte.

„Veränderungen auf Arxisto?“

Maresch nahm Kontakt auf und leitete die Antwort weiter.

„Alles bleibt beim alten“, sagte er.

„Macht mir einen Raumanzug fertig“, sagte Rhodan schließlich und stellte Hether auf die Beine. Die Katze buckette und schlich dann zu Beryll Phance.

19

„Wozu das?“

„Ich werde hinüberfliegen“, sagte Perry Rhodan. „Diese Leute scheinen nicht angriffslustig zu sein - nichts spricht dafür. Sie haben offenbar sehr große Angst vor uns - und harmloser als ein Mann in einem Raumanzug kann kaum etwas sein.“

„Aber das ist viel zu gefährlich!“ stieß Beryll Phance hervor.

Perry Rhodan lächelte. „Ich mache das nicht zum erstenmal“, sagte er. „Im übrigen seid ihr ja in der Nähe. Was ist, kann ich nun meinen Anzug bekommen?“

„Des Menschen Wille ...“, murmelte Maresch. „Ich bin gespannt, was ich auf Terra zu hören bekomme, wenn das schief geht...“

Perry Rhodan verließ den Raum.

Maresch sah zur Seite.

„Warum muß ausgerechnet er sich opfern“, sagte er anzüglich. „Es gibt Leute, deren Verlust weit weniger auffallen würde.“

Ganz deutlich war zu sehen, wie Lasso Hevarder die Augen zusammenkniff. Sehr

ruhig fragte der Siganese:

„Meinst du das ernst?“

Maresch hob erschrocken die Hände.

„Natürlich nicht“, sagte er. „Ich wollte dich nicht beleidigen, nur ein wenig foppen. Ich bitte um Entschuldigung ...“

Jetzt war auch das Grinsen des Siganesen deutlich zu sehen.

„Keine Bange“, sagte er. „Du brauchst dich nicht zu entschuldigen - ich hatte ohnehin angenommen, du littest an Minderwertigkeitsgefühlen und meintest dich selbst.“

„Warte, du Winzling!“ knirschte Maresch. „Was sagt übrigens dein Koko zu dem Ganzen?“

Hevarder schwieg einen Augenblick lang.

„Nun“, sagte er. „Der Kontracomputer geht grundsätzlich vom Unwahrscheinlichsten aus. Ohne mich in Einzelheiten ergehen zu wollen - der Koko ist nicht der Meinung, die dort drüben hätten Angst vor uns.“

„Sondern?“

„Er meint, dort drüben habe man Angst um uns!“

5.

Eiling betrachtete die Meßinstrumente, dann sah er hinüber zu Orofon, der ihm als persönlicher Begleiter für diese Periode zugewiesen worden war.

„Glaubst du, daß das gut geht?“

Orofon machte eine Geste der Ratlosigkeit.

„Es ist ein Angebot“, sagte er. „Mehr kann ich dazu nicht sagen.“

„Es kann für uns alle den Tod bedeuten“, sagte Eiling.

Orofon sah den Heiler an. Jedes Mal, wenn er die silbrig schimmernde Haut des Heilers sah, überliefen ihn Schauder. Er versuchte sich immer wieder vorzustellen, wie sich Eiling in dieser Rolle fühlen mußte, aber es gelang ihm nicht.

Die Vorstellung, als einziger unter Tausenden gesund zu sein, steinalt werden zu können - oder zu müssen? -, erschreckte Orofon.

„Uns kann diese Aussicht nicht schrecken“, sagte Orofon. Er sah Eiling von der Seite an. „Um so weniger, als wir diesen Tod nicht herbeigeführt hätten - im Fall des Falles.“

„Und was wäre mit meinem Tod?“ fragte Eiling trocken.

„Das mußt du wissen“, sagte Orofon. „Du kannst zurückbleiben, wenn dir das gefällt. Wenn wir eine Generation warten, hat sich das Problem erledigt.“

Eiling machte eine Geste der Beruhigung.

20

„Wir werden die Sache gemeinsam durchstehen“, sagte er. „Gib mir den Kommandanten.“

Orofon stellte eine Verbindung her zur Zentrale von Eilings Schiff, von dort aus ging die Leitung zum Kommandanten der Quarantäneflotte. Er hieß Beneder und hatte diesen Posten erst seit zwei Monaten inne. Dennoch versprach er einer der besten Kommandanten zu werden, die die Flotte der Seolis je gehabt hatte.

„Habt ihr euch entschieden?“

Beneder machte eine fahrlässige Geste.

„Wir warten auf das, was du uns sagst, Eiling“, meinte der Kommandant „Du bist wichtiger als wir alle, dein Wort wird den Ausschlag geben.“

So ging es seit vielen Jahren, praktisch, seit Eiling erwachsen geworden war.

Niemals zuvor war solch ein Seoli geboren worden, ein Seoli, der am ganzen Leib silbern schimmerte - und der, größtes aller Wunder, gegen die Sonnenwindpest

vollkommen immun war. In der Zeit, die Eiling gelebt hatte, waren vier Generationen von Seolis groß geworden, hatten Eier gelegt und waren gestorben. Er hatte jeden bekannten Seoli um mindestens die doppelte Zahl von Jahren übertrumpft - ja, es ging sogar das Gerücht, er sei unsterblich.

Leider war er auch unfruchtbar. Er hatte verschiedene Brutpartnerinnen gehabt, aber bei keiner war jemals ein befruchtetes Ei zustande gekommen. Eiling war einmalig, er würde es bleiben in alle Zeit.

„Es ist hauptsächlich euer Schicksal“, sagte Eiling.

Schwer lastete die Verantwortung auf ihm. Die Seolis hatten in einem Anfall fast religiöser Wahnvorstellung den Glauben entwickelt, er werde eines Tages der Sonnenwindpest den Garaus machen können - nur er allein. Daß diese Aufgabe die Kräfte eines Einzelwesens bei weitem überstieg, die Seolis hatten sich nicht darum gekümmert. Fest glaubten sie daran, daß Eiling berufen sei, das Schicksal zu wenden - wenn nicht in dieser Generation, dann vielleicht in der nächsten.

„Fassen wir die Gründe noch einmal zusammen“, sagte Eiling. „Man hat uns ein Angebot gemacht. Man will uns mitsamt unserer Flotte in einen Winkel des Universums transportieren, wo wir niemanden zu schädigen vermögen. Und dies alles soll geschehen, ohne daß wir etwas dafür tun müßten.“

„So einseitig darf man diese Sache nicht sehen“, widersprach Orofon. „Immerhin - wenn wir von hier verschwinden, auf Nimmerwiedersehen, dann haben die Zurückbleibenden den Vorteil, daß sie niemals wieder von der Sonnenwindpest bedroht werden können; mir will scheinen, als sei das der Mühen wohl wert, die man - ich nehme den Begriff auf - sich mit uns machen will.“

Eiling war nicht nur äußerlich ein wenig aus der Art geschlagen. Er war auch innerlich anders als seine Artgenossen. So war er sehr wohl in der Lage, sich in die Schlechtigkeit anderer Lebewesen hineinzudenken.

„Den gleichen Vorteil hätte man, wenn man unsere Flotte einfach vernichten würde. Das könnte man beispielsweise dadurch bewerkstelligen, daß man unsere Flotte in einer Supernova herauskommen läßt.“

Beneder machte eine unwillige Geste.

„Auch das wäre eine Lösung, die wir akzeptieren könnten“, sagte er. „Die Schuld am Untergang unseres Volkes müßte dann ein anderer tragen - derjenige, der uns diese Falle gestellt hat.“

Eiling sagte nichts dazu. Für die normalen Seolis mochte diese Überlegung stimmen. Ihnen lag nicht sehr viel am eigenen Leben, auch wenn sie aufgrund ihrer innersten Einstellung völlig unfähig waren, dem eigenen oder fremdem Leben ein Ende zu setzen. Diese Möglichkeit des passiven Selbstmords eröffnete den Seolis einen Ausweg aus ih-  
21

rem größten Dilemma - der Tatsache nämlich, daß sie durch ihre bloße Existenz das Leben und die Existenz anderer Wesen in höchstem Maß gefährdeten.

Es gab allerdings einen Seoli, der über jedes bekannte Maß hinaus an seinem eigenen Leben hing - und das war Eiling.

„Des weiteren bleibt eine Möglichkeit zu erörtern“, setzte Eiling den Gedankengang fort. „Es ist ja auch denkbar, daß man uns als Waffe einsetzt.“

Er mußte ein Kunstwort gebrauchen, um den Gedankengang überhaupt ausdrücken zu können. Beneder sah ihn in höchster Betroffenheit an.

„Wie wäre das möglich?“

„Nimm an, es gibt eine Möglichkeit, uns am Ort unserer Ankunft gefangen zu nehmen,

unsere Schiffe aufzubrechen - vielleicht durch Roboter. Dann wäre dieser Bereich des Universums für immer von der Sonnenwindpest verseucht - vielleicht ist es das, was unser sogenannter Freund plant.“

Eiling konnte sowohl bei Orofon wie auch bei Beneder die gleiche Reaktion erkennen - zuerst ungläubiges Staunen, dann Abscheu und Ekel. Die beiden verstanden gar nicht, wie ein Seoli zu solchen Gedankengängen fähig sein konnte.

„Erschreckend“, sagte Orofon. Eiling entging nicht, daß der Seoli einen Schritt von ihm abrückte. „Wie kommst du auf solche Gedanken?“

Eiling machte eine Geste der Ratlosigkeit.

„So etwas gehört offenbar zu meinem Wesen“, sagte er. „Ich gehe, wenn ich über etwas nachdenke, keinem noch so absonderlichen Gedanken aus dem Wege. Ich wollte euch nicht die Hoffnung rauben - ich wollte lediglich klarstellen, daß man nicht zu vertrauenss-eigig sein sollte. Soviel Großherzigkeit, wie man uns angedeihen lassen will, erscheint mir hoch verdächtig. Ich glaube, daß Eigennutz die Triebfeder des Handelns im ganzen Uni-versum ist - gezügelt durch die Einsicht, daß Zusammenarbeit letztlich zum eigenen Vor-teil mehr beiträgt als hemmungsloser Kampf aller gegen alle.“

Orofon schüttelte sich vor Entsetzen. Solche Gedankengänge waren einem normalen Seoli völlig fremd.

Eiling machte eine beruhigende Geste.

„Nun erregt euch nicht“, sagte er begütigend. „Was habt ihr beschlossen im Rat der Kommandanten?“

Beneder zögerte einen Augenblick, dann sagte er mit fester Stimme:

„Die Mehrheit ist dafür, das Angebot anzunehmen.“

Eiling zeigte ein zustimmendes Gesicht.

„Dann handelt dementsprechend“, sagte er.

Mit einem Handgriff trennte er die Verbindung. Orofon sah ihn von der Seite her an.

„Laß mich allein“, bat Eiling.

Orofon gehorchte, wie es seine Art war. Es gab in der ganzen Quarantäneflotte kaum jemanden, der eine Anweisung Eilings nicht umgehend befolgt hätte - der Silberne genoß bei seinem Volk eine an Anbetung grenzende Verehrung.

Eiling schaltete alle Bildschirme und Instrumente ab. Er wußte das Schiff in guter Hand, und in diesem Augenblick wollte er allein sein.

Schwer trug der Seoli an der Bürde seiner Einzigartigkeit. Hätte man ihn deswegen ver-höhnt und verspottet, Eiling wäre damit fertig geworden. Die Seolis waren in ihrer Leidens-fähigkeit extrem belastbar, und das galt ganz besonders für Eiling.

Was ihn bedrückte, war die Schwere der Verantwortung - gepaart mit der niederschmet-ternden Einsicht, daß er niemandem helfen konnte.

Man bezeichnete ihn als Heiler - obwohl er keinen einzigen Seoli wirklich hatte heilen und retten können. Gewiß, es kam immer wieder vor, daß seine Berührung Sterbenden das Leben um einige wenige Tage verlängerte, aber der Seoli wußte genau, daß dies

22

nicht auf seine Fähigkeiten zurückzuführen war, sondern auf Selbsthypnose und ähnliche Erscheinungen.

Eiling konnte der Rolle, die man ihm zugeschoben hatte, in keiner Weise gerecht werden. Es war schon fast wunderbar, daß er es fertiggebracht hatte, der Versuchung zu wi-derstehen, sich die gesamte Flotte zu unterwerfen - schwer wäre ihm das nicht gefallen.

Während der Einsame grübelte, vollzog sich draußen der Abflug der Quarantäneflotte.

Niemand wußte, wo diese Schiffe wieder auftauchen würden. Man hatte sich darüber ausgeschwiegen. Wie der Transportvorgang bewerkstelligt werden sollte, war ebenfalls niemandem bekannt.

Eiling griff zum Mikrophon. Er stellte die Verbindung mit Beneder wieder her.

„Sobald wir angekommen sind, egal wo, werden die Triebwerke mit voller Kraft hochgefahren!“ ordnete Eiling an.

„Wieso?“ wollte Beneder wissen.

„Mißtrauen“, sagte Eiling und trennte die Verbindung wieder.

Er war erfüllt von Zweifeln. In dieser Lage, die einmalig war in der Geschichte der Seolis, lastete alle Verantwortung auf ihm - und nur er allein wußte, zu welchen Gedanken er fähig war, wie weit er sich von seinem Volk entfernt hatte.

Eiling war - vermutlich - der erste Seoli, der jemals ernstlich eine Beendigung der eigenen Existenz durch gewaltsame Handlungen erwogen hatte. Er war davor zurückgeschreckt, weil die Folgen einer solchen Verhaltensweise für sein Volk nicht mehr absehbar waren - so blieb dem Einsamen in dem Quarantäneschiff nur ein einziger Ausweg aus einem unhaltbar gewordenen Zustand.

Er mußte darauf warten, daß das Alter ihn abberief - ihn von einem Leben befreite, das für ihn längst eine Last geworden war.

Ein Summer ertönte.

Eiling legte das Gespräch auf einen Schirm. Orofon meldete sich aus der Zentrale.

„Wir sind soweit“, sagte er.

„Nur zu“, ermunterte Eiling seine Untergebenen.

Er selbst sah kaum hin. Ihn interessierte nicht das Wie und Wo, er war am Warum interessiert - und er wußte, daß er auf diese Frage keine Antwort bekommen würde.

Eiling machte eine Geste der Hilflosigkeit. Er verließ seine Kabine. Nur ein paar Schritte weiter gab es den Labortrakt - man hatte ihn eigens für seine Forschungen eingerichtet.

Die Türen öffneten sich automatisch, als Eiling näher trat. Es gab in diesem Labor alles, was die Seolis jemals an wissenschaftlicher Leistung zusammengebracht hatten - aber es reichte nicht aus.

Da waren Brutschränke, Retorten und Pipetten, Kolben, Schalen, Leitungen. Nebenan gab es ein medizinisches Labor, in dem Blutuntersuchungen durchgeführt werden konnten. Sie waren ergebnislos geblieben. Es gab ein Labor, das ausschließlich dazu bestimmt war, abgestorbene Seoli-Eier zu prüfen - nicht selten waren die Eier unfruchtbar, was früher bei den Seolis nie vorgekommen war.

Seit Jahrhunderten, vielleicht gar Jahrtausenden, niemand konnte das wissen, forschten die Seolis - aber sie hatten nichts erreicht.

Was die Sonnenwindpest hervorrief, war noch immer unbekannt. Kein Mittel war gefunden worden, und es war noch nicht einmal ein Weg in Aussicht.

Eiling stieß einen leisen Klagelaut aus. Es war schwer, unter diesen Umständen zu arbeiten.

Er hatte einen Plan entwickelt - ein Unterfangen, das in den Augen seiner Artgenossen im höchsten Maß verbrecherisch wirken mußte.

Alles war für das große Experiment vorbereitet. Die Spritze lag auf dem Tisch, der Schlauch zum Abbinden. Eiling brauchte nur noch zu handeln.

23

Tief atmete der Seoli durch, dann begann er mit der für ihn typischen Entschlossenheit und Gradlinigkeit zu handeln.

Er griff nach dem Schlauch, band ein Blutgefäß seines Körpers ab und stach sich die Spritze in die Ader. Dies alles mit nur einem handlungsfähigen Glied durchzuführen war außerordentlich schwierig, aber Eiling schaffte das Kunststück - er hatte seit langen Wochen Turnübungen gemacht, um die nötige Geschmeidigkeit für diese Bewegungsabläufe zu bekommen. Nach einigen strapazienreichen Minuten war das Werk vollendet - Eiling hatte sich selbst eine Blutprobe entnommen.

Er wußte, wie sein Blut aussah, er hatte es schon oft unter dem Mikroskop beobachtet.

Wieder ging er hin, nahm er ein dünnes Glasplättchen zur Hand. Am besten ließen sich solche Proben in einem hängenden, isolierten Tropfen beobachten. Eiling hatte einige Zeit gebraucht, bis er das Verfahren entwickelt hatte, und inzwischen beherrschte er es vollkommen.

Rasch war die Probe unter das Mikroskop gelegt. Auf einem großen Bildschirm zeichnete sich das typische Blutbild eines Seoli ab - eine grünliche Flüssigkeit, in der es allerlei hellere Reflexe gab, die sich aber kaum deutlicher kennzeichnen ließen.

Eiling griff nach der zweiten Spritze.

Was er jetzt vorhatte, war eine Ungeheuerlichkeit erster Ordnung. Es war nicht mehr und nicht weniger als der völlige Umsturz im Weltbild eines Seoli - Eiling hatte den ungeheuerlichen Entschluß gefaßt, Leben zu vernichten, vorsätzlich, planvoll, aus keinem anderen Motiv als dem der Neugierde.

Mit bebenden Gliedmaßen senkte Eiling die zweite Spritze in den hängenden Tropfen. Der entscheidende Augenblick war gekommen. Eiling preßte den Kolben nieder.

Eine intensiv blaue Flüssigkeit wurde in den hängenden Tropfen gedrückt.

Sie verteilte sich rasch im ganzen Tropfen, und dann geschah das, womit Eiling insgeheim gerechnet hatte.

Das Verbrechen geschah.

Der Farbstoff - eigentlich eine recht harmlose chemische Verbindung - setzte sich in den hellen Flecken fest, dadurch hoben sie sich plastisch vom grünlichen Untergrund ab.

Endlich konnte man wirklich etwas erkennen.

Eiling schlug die Hände vor das Gesicht. Sein Körper erzitterte in einem furchtbaren Verzweiflungsanfall.

Vor seinen Augen geschah der Mord.

Sie krümmten sich, zappelten, bewegten die winzigen Körper. Von Weinkrämpfen geschüttelt, sah Eiling zu, wie die Opfer seines Experiments unter Qualen dahinstarben.

Mochten sie auch noch so winzig sein, sie lebten. Jetzt aber saß der Farbstoff in ihren Körpern und metzelte sie dahin.

Minuten verstrichen, dann war es auf dem Bildschirm wieder ruhig. Der Massenmord an einigen Dutzend Kleinstlebewesen war vollbracht. Eiling lehnte an einer Wand und schützte sich vor Entsetzen.

Er hatte damit gerechnet, aber er hatte gehofft, daß er sich geirrt hatte. Das Experiment war gelungen - die blaue Farbe half tatsächlich, die Struktur des Seoli-Blutes erkennbar zu machen. Aber sie tötete im gleichen Augenblick das Leben in diesem Blut ab.

Erst nach langem Zögern wagte es Eiling, den Blick wieder auf die Bildschirme zu richten.

Und beinahe im gleichen Augenblick war er von dem Anblick gebannt. Es war nicht zu fassen, wie viel jetzt zu sehen war. Unglaublich, aus wie vielen Bestandteilen sich Seoli-Blut zusammensetzte. Es gab die unterschiedlichsten Lebewesen zu sehen - wenn auch

nur als Tote.

24

Flache, rundliche Gebilde. Tropfenförmige Gebilde mit kurzen Schwänzen, die noch jetzt, ab und zu zuckten. Große unförmige Blasen. Kleine und große Punkte... Es gab mehr zu sehen, als sich Eiling jemals erträumt hätte.

Er stellte die größtmögliche Vergrößerung ein.

Was er sah, erschütterte ihn bis ins Mark.

Er sah zwei Kleinstlebewesen. Es waren Einzeller. Sie stammten aus seinem Blut, waren einmal Bestandteil seines eigenen Lebens gewesen. Jetzt konnte Eiling diese beiden Lebewesen genau beobachten - den Mörder und sein Opfer.

Der Anblick ließ sich gar nicht anders interpretieren. Einer der Einzeller war damit beschäftigt gewesen, einen anderen in sich aufzusaugen und zu fressen. So gierig war er gewesen, daß er nicht einmal im Augenblick des Todes damit aufgehört hatte. Mord und Mörder, für immer festgehalten im Augenblick der Tat.

Entsetzensschauer schüttelten Eilings Körper. War er durch und durch schlecht? Stammten seine Eigenart, seine Einzigartigkeit etwa daher, daß er Mördereinzeller mit sich herumtrug? War es das?

Eiling zögerte keinen Augenblick. Er hatte schon so viel Schuld auf sich geladen, da kam es auf ein Verbrechen mehr oder weniger nicht mehr an.

Eiling stürzte aus dem Labor. Er vergaß sogar, hinter sich die Tür zu verriegeln.

Als er in der Zentrale des Schiffes ankam, hörte er gerade noch, wie Beneder laut und gequält aufschrie:

„Wir sind verraten worden!“

6.

Eiling begriff sofort; was der Kommandant meinte.

Es konnte keine Rede davon sein, daß dieser Bereich des Universums leer und verlassen war. Im Gegenteil - in unmittelbarer Nähe der Quarantäneflotte lauerte man bereits auf die Ankömmlinge. Zwei Schiffe, beide sehr groß und kompakt, warteten auf die Seolis.

„Schirmt das Schiff des Heilers ab!“ schrie Beneder. „Sie kommen näher!“

„Keine Panik!“ rief Eiling.

Er konnte das Abbild des Weltraums auf dem Schirm deutlich sehen. Da war das Ding, mit dem man - Fluch ihm und seinem Beweggrund - die Seolis hier hergebracht hatte. Da waren die Schiffe der Quarantäneflotte, und da waren die beiden Einheiten des Gegners. Daß sie nur zwei Schiffe aufgeboten hatten, sprach für die überlegene Fähigkeit zur Ge-waltanwendung.

Die Schiffe der Seolis nahmen die üblichen Positionen ein - die Mehrzahl drängte sich zwischen das Schiff des Heilers und die Angreifer.

„Sie kommen ganz langsam näher“, sagte Beneder. „Ob sie uns erwartet haben?“

Eiling machte eine abschätzige Geste. Er hielt viel für möglich, das aber nicht. Er erkannte klar, daß die Seolis in eine Falle getappt waren. Eiling, der jederzeit in der Lage war, verbrecherische Gedanken zu ersinnen, hatte sehr bald eine Ahnung, welches Spiel eingefädelt worden war.

Entweder sollten die Seolis an diesem Ort vernichtet werden - oder sie waren tatsächlich hier hingelockt worden, um Tod und Verderben über das Universum zu verbreiten.

„Hört zu, Freunde“, sagte Eiling. „Es gibt zwei Möglichkeiten, wie wir vorgehen können - und wir müssen uns sehr bald entscheiden.“

Er trug seine Gedankengänge vor, und einmal mehr erregte er in den Reihen seiner Art-genossen Anstoß und Aufsehen. Was er vorzuschlagen hatte, war die blanke Ketzerei.

„Das können wir nicht tun!“ schrie Beneder in höchster Erregung. „Es ist noch nie getan worden!“

25

„Das ist kein Grund, nicht einmal eine gute Ausrede“, sagte Eiling. „Wir werden die Fremden, wer immer sie auch sind, mit Signalen und eindeutigen Gesten darauf hinweisen, daß sie uns in Ruhe lassen sollen. Und ich werde mich in dieser Zeit meinen Studien widmen - es sieht so aus ...“

„Ach was!“ ereiferte sich Beneder. „Ich will mich ja nicht empören ...“

„Natürlich willst du das, aber selbst wenn, was ist daran schlimm?“

.... äh, also, glaubst du wirklich, daß deine Studien, die seit Ewigkeiten keine brauchba-ren Ergebnisse geliefert haben, ausgerechnet in dieser verzweifelten Lage beendet wer-den können? Das ist doch absurd.“

„So sieht es aus“, sagte Eiling. „Ich lege die Entscheidung in deine Hand - ich werde jetzt gehen und meine Experimente fortsetzen. Ich überlasse es euch, ob ihr Kontakt auf-nehmen wollt oder nicht.“

Er verließ die Zentrale, ohne sich um das Empörungsgeschrei von Beneder zu kümmern. Allerdings sorgte Eiling dafür, daß die Konferenzschaltung aller Kommandanten auch in sein Labor übertragen wurde.

Er rief die Zentrale seines Schiffes und bat Orofon zu sich. Der junge Seoli erschien rasch und war von der Einrichtung des Labors sichtlich beeindruckt.

Er deutete auf den großen Bildschirm, der Eilings Blutbild zeigte.

„Was ist das?“ fragte er.

Eiling erklärte es ihm mit wenigen Worten. Als er klarmachte, wie es zu der Blaufärbung gekommen war, brach Orofon zusammen. Ohnmächtig sank er auf den Boden.

„Das macht es einfacher“, sagte Eiling. Erschrocken stellte er fest, wie hart und gewissenlos er binnen weniger Stunden geworden war – fast kam es ihm vor, als liefere er sich einen Wettkampf mit dem Grauen. Er konnte nun die Gesetze und Regeln seines Volkes gar nicht schnell genug übertreten und brechen.

Dennoch zögerte er geraume Zeit, bis er es übers Herz brachte, die Nadel der Spritze in Orof ons Blutkreislauf zu versenken und ihm eine Probe zu entnehmen - ohne die übliche Absicht, die Probe nach einer Kontrolle in den Blutkreislauf zurückzuführen, wie es sich gehörte.

Ein zweites Mikroskop wurde aufgestellt. Mit routinierten Griffen bereitete Eiling die zweite Probe vor.

„Wir strahlen ihnen Licht entgegen“, konnte Eiling hören. Er sah auf.

Beneder ließ das übliche erste Abweisungsmanöver durchführen - eine grelle Lichtflut, die von sehr hellem Licht langsam hinunterwanderte zu intensiv dunkelrotem Licht. Bei den Seolis galt das als Warnfarbe, und bisher hatte das auch immer funktioniert.

Eilings Glieder zitterten. Er ließ das Reagenzglas mit der Blutprobe beinahe fallen.

„Ruhig“, sagte er zu sich selbst. „Ganz ruhig.“

„Es hilft nichts, sie kommen noch immer näher.“

„Wie schnell?“

„Für ein Volk, das so große Raumschiffe baut, viel zu langsam - sie greifen nicht an, das scheint festzustehen. Sie wollen Kontakt aufnehmen.“

„Das müssen wir verhindern“, bestimmt Beneder. „Gebt ein deutlicheres Zeichen!“

Eiling interessierte sich jetzt wieder mehr für seine Arbeit. Er schob das Plättchen mit dem darunterhängenden Blutstropfen in die Halter und schaltete das Mikroskop ein. Ein zweiter Bildschirm, etwas kleiner als der erste, zeigte das Bild von Orofons Blut. Es unter-schied sich in nichts von dem Bild, das Eiling zu sehen gewohnt war - eine grüne Flüssig-keit mit hellen Schemen darin.

„Was willst du da tun?“

Eiling wandte den Kopf. Orofon sah ihn aus entsetzensgeweiteten Augen an.

„Ich werde dein Blut einfärben“, sagte Eiling.

26

Er wollte es sagen, aber er brachte den Satz nur zur Hälfte hervor. Die Ungeheuerlichkeit dieses Satzes war in diesem Augenblick zuviel für den Seoli - Eiling versuchte sich einen Augenblick lang vorzustellen, wie Orofon diese Aussage aufnehmen und empfinden mußte. Ihm wurde fast schlecht vor Abscheu vor sich selbst.

Orofon bewegte haltlos den Kopf.

„Das wirst du nicht tun“, sagte er halblaut, wie geistesabwesend. „Das kann man nicht tun.“

Er richtete seine Augen flehentlich auf Eiling.

„Nicht wahr, dies ist einer deiner seltsamen Spaße, nicht wahr? Du hast nicht wirklich Leben vernichtet, das ist doch Spaß, nicht wahr?“

„Sie kommen immer noch näher“, stellte Beneder grimmig fest. „Was machen wir nun? Standhalten oder flüchten - und wenn ja, wohin?“

Eiling schaltete sich ein.

„Bleibt, wo ihr seid“, schlug er vor. „Wenn sie wirklich Kontakt aufnehmen wollen, dann werden sie sich noch ein Weilchen bemühen. Weicht ihnen ebenso langsam aus, wie sie sich uns nähern.“

„Und wie lange sollen wir dieses absurde Theater vollführen?“ ereiferte sich Beneder. Ei-ling stellte mit leisem Vergnügen fest, daß die Rebellion offenbar Spaß machte, wenn man sich erst einmal getraut hatte - auch Beneder schien Gefallen daran zu finden, gegen die Ansichten des Heilers aufzugehen, dem er vor ein paar Tagen noch aufs Wort ge-horcht hatte. Diese Tage schienen schicksalhaft zu werden für das Volk der Seolis.

„Bis ich mit meiner Arbeit fertig bin“, sagte Eiling.

„Und was machst du?“

Unwillkürlich sah Eiling zu Orofon hinüber. Der junge Seoli war noch immer fassungslos - auf die Idee, jetzt laut zu schreien und Eiling zu verraten, kam er gar nicht erst.

„Ich werde euch berichten, sobald ich damit fertig bin“, sagte Eiling.

„Ich bin sehr gespannt“, sagte Beneder grimmig.

Eiling wandte sich wieder seinem Experiment zu. Er griff nach dem Farbstoff, dann setzte er die Spritze wieder ab. Orofons Augen waren glasig, er war schier außer sich vor Ent-setzen - wahrscheinlich weniger vor Angst um das Leben als vielmehr aus Grauen vor dem, was Eiling da zu unternehmen wagte.

Eiling ging zu ihm hinüber und drehte ihn mitsamt Sessel so herum, daß er den entscheidenden Vorgang gar nicht sehen konnte. Dann kehrte er zum Labortisch zurück.

„Die fremden Schiffe halten an“, wurde gemeldet. Eiling stieß einen unwilligen Laut aus. Wieder hob er die Spritze an.

„Sie schleusen etwas aus!“

Eiling legte die Spritze beiseite und schaltete sich wieder in die Kommandantenkonferenz ein.

„Was schleusen sie aus?“

„Das kann man nicht sagen. Es ist ein kleiner Gegenstand - auf das Schiff bezogen. Der Gegenstand treibt langsam auf uns zu, er hat ein eigenes Antriebssystem.“

„Eine Waffe?“

„Dazu ist der Gegenstand viel zu langsam. Ich sagte ja, er treibt mehr auf uns zu, als daß er fliegt. Der Gegenstand bewegt sich!“

„Augenblick, was heißt das?“

„Er hat Eigenbewegungen gemacht. Das sieht so aus - ich kann es gar nicht glauben -, als schicken sie jemand herüber! Allen Ernstes, es sieht so aus, als käme einer der Fremden in einem Raumanzug herübergeflogen.“

„Das ist doch völliger Unsinn“, sagte einer der anderen Kommandanten. „Das wäre ... Ich weiß gar kein Wort für diese Geisteshaltung.“

27

Eiling überlegte. Er mußte sich in diesem Augenblick entscheiden, was er tun wollte - er konnte sich in den nächsten Stunden nur mit einem der Probleme beschäftigen.

Die Sache mit dem Blut und dem Farbstoff interessierte ihn mehr - auf der anderen Seite war das Kontaktproblem für die Gesamtheit der Seolis von größter Bedeutung.

„Ich komme in die Zentrale!“

„Beeile dich!“ bat Beneder.

Eiling ging schnell zum Labortisch zurück. Er griff nach der Spritze und drückte einen Tropfen des Farbstoffs in Orofons Blutprobe. Was daraus wurde, konnte er sich später ansehen.

Jetzt galt es herauszufinden, was das für seltsame Fremde waren.

\*

In der Zentrale des Heilerschiffs ging es ähnlich aufgeregt zu wie in den Zentralen der anderen Schiffe - überall schrien Seolis durcheinander. Die Enttäuschung über den schändlichen Verrat, den man an den Seolis begangen hatte, der jähre Umschlag von höchster Hoffnung zu finsterster Verzweiflung waren von den meisten Seolis noch nicht verwunden worden.

Eiling ließ sich das Bild auf den Schirm projizieren.

Es war tatsächlich ein Lebewesen, was da gemächlich auf die Seoli-Flotte zuschwamm. Eiling, der sich mit solchen Dingen recht gut auskannte, tippte auf einen Warmblüter jenes Typus, der im Universum recht verbreitet war.

Im stillen bewunderte Eiling den Fremden. Die Kühnheit des Heranschwebenden war beeindruckend. Schließlich konnte der Fremde ja nicht wissen, daß die Seolis für ihre Friedfertigkeit so bekannt waren.

Oder wußte er es doch? Waren die Seolis am Ende gar nicht so weit von ihrer Heimat entfernt? Wer konnte das schon mit Bestimmtheit sagen?

„Was habt ihr vor?“ fragte Eiling den Kommandanten.

„Wir ziehen uns zurück“, schlug Beneder vor.

„Vor einem einzigen?“

„Wie viele es sind, die die Pest weitertragen, spielt keine Rolle“, bemerkte der Kommandant. In diesem Punkt hatte er recht.

„Ich möchte mit dem Fremden reden“, sagte Eiling.

„Wir können eine Funkverbindung herstellen“, sagte Beneder zögernd. Ihm gefiel dieser Vorschlag offensichtlich wenig.

„Das meine ich nicht“, sagte Eiling. „Ich möchte mit ihm reden - von Angesicht zu Ange-sicht.“

Diese Bemerkung war so ungeheuerlich, daß sie dem Kommandanten fürs erste die Sprache verschlug.

„Du willst was?“

„Ich will einen Raumanzug anlegen und dem Fremden entgegenfliegen“, sagte Eiling.

„Das... das ... Niemand hat so etwas jemals getan!“ stieß Beneder hervor. „Das ist gegen jedes Herkommen.“

Du armer Narr, dachte Eiling. Du ahnst nicht, wie viele Gebote ich schon übertreten ha-be. Trotzdem lebe ich noch, und manchmal fühle ich mich sogar wohl...

Laut sagte er:

„Ich beharre auf meinem Vorschlag. Es scheint mir der einzige Weg zu sein.“

„Wir können eine Funkverbindung herstellen“, sagte Beneder noch einmal.

Eiling schüttelte den Kopf.

„Macht, was ihr wollt“, sagte er schließlich. „Ich werde auch tun, was ich will.“

„Das ist Revolution!“ stieß Beneder hervor. „Wenn nicht gar Schlimmeres.“

28

Eiling sah ihn an. Er machte eine Geste der Zustimmung.

„Du hast recht“, sagte er. „In einem Punkt bin ich mir sicher - von jetzt an wird die Geschichte der Seolis so oder so einen anderen Verlauf nehmen.“

Er verließ die Zentrale. Es reizte ihn, noch einen kurzen Blick in sein Labor zu werfen, aber dann sagte er sich, daß der Fremde in seinem Raumanzug schließlich nicht ewig herumtreiben konnte. Irgendwann mußte ihm die Luft ausbleiben. Eiling mußte sich also sputen, wenn er mit dem Fremden noch reden wollte.

Zwei aufgeregte Seolis erwarteten ihn in der Schleuse. Sie hielten einen Raumanzug in den Greiforganen. Eiling begrüßte die beiden, dann machte er sich daran, den Anzug überzustreifen.

Er hatte Mühe damit.

Nie zuvor war er draußen gewesen. In den Raum gingen nur Reparaturkommandos, wenn etwas am Äußeren eines Schiffes nicht in Ordnung war und instand gesetzt werden mußte. Eiling hatte damit nicht das geringste zu tun gehabt - es war eine Premiere beson-derer Art. Auf seltsame Weise war Eiling fast süchtig geworden nach solchen Erlebnissen - es gab so unendlich viel, was man zum erstenmal tun konnte.

„Viel Glück“, sagten die beiden, als sie die Schleuse verließen. Während die Pumpen die Luft aus der Schleuse saugten, überprüfte Eiling ein letztes Mal die Verschlüsse und Kontrollen.

Dann öffnete sich langsam das stählerne Tor der Schleuse. In der silbrigen Wandung des Schiffes tat sich das schwarze Loch auf, das in die Unendlichkeit des Weltraums führ-te. Im Hintergrund sah Eiling Sterne schimmern, einer darunter war recht nah.

Eiling spürte, daß er am ganzen Leibe zitterte. Er machte einige zaghafte Schritte, dann stieß er sich ab. Der Rückstoßtornister begann zu arbeiten.

Eiling flog von seinem Schiff weg. Er überschlug sich einige Male, bis er die Kontrolle über seinen Flug gewonnen hatte.

Gräßliche Angst griff nach dem Seoli. Niemals zuvor hatte er sich so grauenvoll verlassen gefühlt wie in diesem Augenblick. Um ihn herum war eine grenzenlose Leere, dazu die tiefste Kälte, die nur vorstellbar war. Zwischen ihm und dem Tod waren nur ein paar technische Hilfsmittel - und wie oft hatten die Seolis erleben müssen, daß die Technik versagte.

Die Schiffe der Seolis bewegten sich. Eiling spürte plötzlich ein warmes Gefühl der Freude - die Kommandanten halfen ihm, obwohl er gegen alle Regeln verstieß und die Seolis in ihrem Selbstverständnis erbarmungslos hart prüfte.

Sie formten mit ihren Schiffen einen Trichter, in dessen Mittelpunkt Eilings Schiff stand - es war ein Ausweg wie eine Einladung an den Fremden.

Eiling konnte etwas aufblitzen sehen.

Er orientierte sich an diesem Aufblitzen - vermutlich hatte der Fremde gerade sein Rückstoßaggregat benutzt.

In der Stille des Raumes schwebten die beiden aufeinander zu. Eiling war unerhört gespannt, wie der Fremde aussehen mochte.

„Du hast ihn bald erreicht!“

Das war Beneders Stimme im Lautsprecher des Helmes.

„Danke“, sagte Eiling.

„Wir wünschen dir viel Glück“, sagte Beneders Stimme. Sie klang leiser, als sie es nach den technischen Gegebenheiten hätte sein dürfen.

Dann sah Eiling den Fremden.

Er stoppte seinen Flug.

Knapp dreißig Mannslängen voneinander entfernt kamen die beiden Gestalten zum relativen Stillstand.

29

Dann tat der Fremde etwas, worauf Eiling gehofft hatte. Der Fremde streckte grüßend eine seiner Gliedmaßen aus.

Eiling erwiderte den Gruß.

Der Kontakt war eröffnet - alles kam jetzt darauf an, was die beiden daraus machen würden.

7.

„Ihr könnt mich hören?“

„Klar und deutlich“, sagte Galgan Märe seh. „Die Sendung ist hervorragend.“

Rhodans Stimme klang aus den Lautsprechern.

„Ich sehe den Fremden vor mir. Nach meiner Schätzung handelt es sich um ein insektoides Wesen, sehr grazil, mit dünnen Gliedmaßen. Er oder sie ist sechsgliedrig. Ich nähe-re mich dem Fremden jetzt.“

„Viel Glück“, wünschte Maresch.

Auf den Schirmen war die Konstellation zu sehen. Die beiden TSUNAMI-Schiffe, vor ih-nen der Pulk der Wendeschiffe, die sich zu einem Trichter geöffnet hatten, an dessen Abfluß das silberne Schiff zu erkennen war. In der Öffnung dieses Trichters schwebten zwei Leuchtpunkte aufeinander zu.

„Kontakt!“

Die Menschen in der Zentrale sahen sich zufrieden an. Gespannt warteten sie auf das, was Perry Rhodan zu berichten haben würde.

„Ich habe recht behalten“, erklang Rhodans Stimme. „Es ist ein Insektoid, etwa so groß wie ich, mit silberner Haut und einem rötlichen Augenpaar. Ich überlasse es jetzt dem Translator, sich mit dem Fremden zu verständigen.“

Dieser Vorgang konnte nicht sehr viel Zeit in Anspruch nehmen, besonders dann nicht, wenn der Fremde über ein ähnliches Gerät verfügte, das maschinell und maschinenlogisch zugleich war.

„Anfrage an T-36“, war wieder Rhodans Stimme zu hören. „Habt ihr Verbindung mit Arxisto?“

„Im Augenblick nicht“, antwortete der Ertruser. „Sollen wir eine Leitung schalten?“

„Ich bitte darum“, sagte Perry Rhodan.

Die Menschen in der Zentrale sahen sich an. Was erwartete Rhodan von dieser Schaltung?

„Endlich“, lautete das erste. Wort des Funkers auf dem Hanseplaneten. „Habt ihr irgendwelche Neuigkeiten für uns? Vielleicht zur Abwechslung einmal etwas Angenehmes?“

„Einstweilen nicht“, gab Perry Rhodan zur Antwort. Sein Funkspruch wurde von der T-36 aufgefangen, verstärkt und nach Arxisto weitergeleitet. Die Verbindung war technisch her-vorragend. „Sind auf dem Planeten silberhäutige Insekten mit roten Augen gelandet oder schwarze Wendelschiffe?“

„Bisher nicht, diese verfluchten Hüpfer reichen uns völlig. Kann man die nicht wieder zu-rückholen? Die Dinger machen uns völlig verrückt - bei dem ständigen Gehopse und Ge-quietsche kann kein Mensch schlafen.“

Die Besatzung der T-36 grinte still.

„Willkommen“, sagte Perry Rhodan. Galgan Maresch begriff, daß die Translatoren sich eingepiegelt hatten. Die Unterhaltung zwischen den beiden Fremden konnte beginnen.

„Ich heiße Perry Rhodan“, eröffnete dieser das Gespräch.

„Man nennt mich Eiling“, kam eine Stimme zurück. „Was sucht ihr bei uns?“

„Ist es nicht vielmehr so, daß ihr unser Raumgebiet aufgesucht habt?“ fragte Rhodan.

„Möglich“, lautete die knappe Antwort.

30

„Ich heiße euch dennoch willkommen“, sagte Perry Rhodan. „Ihr seid sehr zurückhal-tend.“

„Wir haben Gründe dafür“, antwortete Eiling. „Ihr habt nie zuvor etwas von uns gehört?“

„Bislang nicht, aber ich bin nicht allwissend. Wer seid ihr?“

„Wir sind Seolis, unsere Heimatwelt ist Seol-O-Lorrath.“

„Ich habe diesen Namen nie zuvor gehört“, erklärte Perry Rhodan. „Wie kommt ihr hier-hier? Habt ihr dieses Gebilde erschaffen?“

Die Antwort ließ einige Sekunden auf sich warten.

„Ich hatte gehofft, von euch Antwort auf diese Frage bekommen zu können“, sagte der Seoli. „Wir wissen nicht, wo wir sind, wir wissen nicht einmal, wann wir sind.“

„Wann?“

Perry Rhodans Stimme verriet seine Erregung, wenn auch nur in geringem Maße. Man mußte ihn kennen, um den Unterton heraushören zu können.

„Man hat uns gesagt“, war die Stimme des Seoli zu hören, „daß wir hier Ruhe finden würden - wenn nicht in einem anderen Raum, dann wenigstens in einer anderen Zeit.“

„Wer hat das gesagt?“ wollte Rhodan wissen.

„Man“, lautete die karge Antwort.

„Eines Tages bekamen wir die Botschaft, über Funk, auf ganz normalem Weg. Die Quel-le haben wir niemals erfahren, sie ist danach für immer verstummt.“

„Und dann?“

„Wir sind zu jenem Ort gereist, der uns in dieser Botschaft genannt worden ist. Dort fan-den wir eine Welt in Auflösung - ganze Planetenteile lösten sich auf und verschwanden, und man hat uns gesagt, sie würden in eine entsetzlich ferne Zeit reisen. Wir waren ver-zweifelt, daher haben wir diese Reise mitgemacht.“

„Die sind irre“, murmelte Galgan Maresch. Die Sätze des Fremden erschienen ihm

völlig wirr und unlogisch.

„Warum wart ihr verzweifelt?“

„Das ist unsere Sache.“

„Ihr seid uns ausgewichen, das ist selten im Kosmos.“

„Wir haben Gründe dafür.“

„Was für Gründe?“ hakte Rhodan nach.

Die Leitung nach Arxisto stand noch. Niemand dachte daran.

„Wir sind krank“, sagte der Fremde. „In unseren Schiffen wütet die Sonnenwindpest - und es gibt kein Mittel gegen diese furchterliche Erkrankung.“

\*

Thoxhar lag auf dem Boden und jammerte leise. Er war am ganzen Leib grün und blau geschlagen, und es schien an seinem Körper kein Teil zu geben, das nicht schmerzte. Obendrein war er vom Schreien heiser.

In den Abendstunden waren sie endlich verschwunden, aus welchem Grund auch immer.

Sie - das waren die furchterlichen Angreifer von irgendwo. Auf den ersten Blick sahen sie ja recht hübsch aus, man hätte mit ihnen spielen mögen. Es waren hübsche bunte Bälle, kopfgroß, einige grün, andere blau, gelb oder auch weiß. Sie hüpfen vorzüglich, aber leider hören sie damit nicht auf - sie hüpfen auch auf den Menschen herum, wo immer sie welche trafen.

Einen ganzen Tag lang waren Dareena und Thoxhar von den bunten Bällen verdroschen worden. Die Schläge waren nicht sehr fest und schmerhaft, aber auf die Dauer konnten sie einen Menschen in ein Wrack verwandeln. Dareena hatte es noch einigermaßen gut getroffen, sie war in ihrer Verzweiflung in einen engen Spalt zwischen Hauswand

31

und herabgestürzter Decke gekrochen. Thoxhar hatte ihr - eingedenk seiner Erziehung - den Platz nicht streitig gemacht und hatte bitter dafür gebüßt.

Auf der anderen Seite hatte er sich mit diesem Opfer Dareenas Verehrung und Dankbarkeit eingehandelt - es fragte sich, ob dieser Preis angemessen war.

Thoxhar versuchte sich in die Höhe zu ziehen, aber er schaffte es nicht. Er kannte so etwas nur aus Beschreibungen, und er hatte es nie geglaubt - jetzt war er selbst betroffen. Er war buchstäblich nicht mehr in der Lage, auch nur einen Muskel zu rühren. Es war ihm ergangen wie einem Boxer, der einen Treffer nach dem anderen auf die Muskeln bekam, bis diese erlahmt waren - nur daß in Thoxhars Fall kein Gong dem Martyrium ein Ende bereitet hatte.

„Hilf mir!“ krächzte Thoxhar.

Dareena kroch vorsichtig aus ihrem Versteck. Es war bewundernswert, wie sie es fertigbrachte, in dieser Lage noch freundlich zu lächeln und gut frisiert auszusehen. Sogar ihre Kleidung war trotz der Ereignisse noch einigermaßen intakt.

„Du Armer!“ rief sie aus, als sie Thoxhar sah. Einige der Ballsprünge waren auch in Thoxhars Gesicht gelandet, und seine Augen waren inzwischen fast zur Gänze zugeschwollen. Thoxhar fühlte sich aber fast noch mehr innerlich zerschlagen - nach diesen Tagen der Strapazen und der pausenlosen Katastrophen war er sicher, Dareenas Zuneigung vollständig verspielt zu haben. So, wie er in diesem Augenblick aussah, hätte er sich selbst nicht ausstehen können.

Dareena packte an und wuchtete ihn auf die Trümmer des Bettes. Dann schlüpfte sie in die verwüstete Küche und holte ein Tuch mit kaltem Wasser. Thoxhar gurgelte hilflos,

als sie ihm das Wasser ins Gesicht schüttete.

„Entsetzlich siehst du aus“, sagte sie mitfühlend. „Ich werde dich verbinden.“

„Das wird nicht viel helfen“, sagte Thoxhar. „Und morgen, da bin ich mir ganz sicher, morgen kommen diese Biester zurück - sie werden uns zu Tode hopsen.“

„Wir werden auch das überstehen“, sagte Dareena. „Wir werden uns im Keller vor den Ballbiestern verstecken.“

„Keller? Hier gibt es keinen Keiler.“

„Aber sicher“, sagte Dareena. „Du hast ihn nur nicht gefunden, weil eine Geheimtür da-vor war. Aber bei dem Brand, dem Angriff der Insektenkrieger und jetzt den Ballbiestern ... Ich habe sie gesehen.“

Thoxhar versuchte sich aufzurichten. Ein fürchterlicher Verdacht war in ihm aufgekeimt.

Jedes Muskelfäserchen schien eine eigene Schmerzleitung zu haben - es war kaum auszuhalten, aber Thoxhar schaffte es, auf die Beine zu kommen.

Dareena stützte ihn, als er hinüberwankte zur Küche. Dort gab es in Hüfthöhe neben dem vollautomatischen Herd eine Geheimtür. Wahrscheinlich hatten sich die Erbauer des Hauses gedacht, daß Liebespaare nicht an warm zu machenden leiblichen Genüssen interessiert seien. Hinter der Geheimtür, einem Teil der Holzvertäfelung, gab es eine Metallplatte, die mit einem Schloß gesichert war.

„Hol mir eine Waffe“, bat Thoxhar. Er setzte sich der Metalltür gegenüber auf den Boden. Als Dareena mit einer Waffe zurückkehrte, richtete Thoxhar sie auf das Schloß. Ein kurzer Feuerstoß genügte, um das Schloß zu vernichten.

„Was hast du vor?“ fragte Dareena.

Thoxhar krächzte, weil seine Stimme ihm noch nicht gehorchte.

„Ich vermute, daß wir dort unten etwas finden werden, was die Behörden nicht zu Gesicht bekommen sollen. Diese Liebeslaube ist nur ein Vorwand für schmutzige Geschäfte.“

„Eine saubere Sippe, die du da hast“, maulte Dareena.

„Sollten wir einen Ehevertrag abschließen“, krächzte Thoxhar, „dann wäre es auch deine Sippe.“

32

„Ist das ein Antrag?“ fragte Dareena augenrollend.

Thoxhar sah sie entgeistert an und nickte. Irgendwie hatte er sich das Ganze anders vorgestellt, ein klein wenig feierlicher, mit einem Bräutigam, der einigermaßen bei Stimme war und nicht mit zwei blaugeschlagenen Augen herumlief... Aber nun war der Satz heraus, und er mußte zusehen, wie er mit der Antwort fertig wurde.

Vorsichtig befühlte er die Metalltür. Sie war noch heiß, aber man konnte sie aufstoßen. Dahinter wurde eine steinerne Treppe sichtbar, die in die Tiefe führte.

„Ich gehe voran“, sagte Thoxhar.

Das war ein ziemlich kühner Ausspruch, denn von Gehen konnte bei seiner Fortbewegung keine Rede sein. Er schleppte sich dahin, aber er schaffte es, die Stufen langsam hinunterzukrabbeln.

Dareena mußte ihm allerdings helfen und das Licht einschalten.

Thoxhar stieß ein triumphierendes Krächzen aus. Er hatte richtig vermutet. Es gab unter dem Haus einen Lagerkeller - und dieser Keller war gefüllt.

Es gab ein großes Regal, das mit Flaschen gefüllt war - vermutlich der Weinkeller des Besitzers. Thoxhar warf einen Blick auf ein paar der Flaschen und registrierte mit nicht geringem Grimm, daß hier Leute lebten, die sich ein volles Monatsgehalt eines kleinen

Angestellten durch die Gurgel jagten.

Dann aber gab es auch einen Karton, und dieser schlichte Karton war mit Briefumschlägen gefüllt - jeder dieser Umschläge wiederum enthielt ein kleines Briefchen mit einem dunkelbraunen Pulver.

„Shaltase“, stellte Thoxhar fest. „Eines der gemeinsten Rauschgifte, die es gibt - und das in meiner Verwandtschaft.“

Dareena schwieg. Sie konnte sich wohl ausrechnen, wie es Thoxhar in diesem Augenblick zumute war. Sie sah sich in dem Raum um, und sie entdeckte in einem Winkel noch einen kleinen Safe. Es kostete Thoxhar eine volle Stunde Arbeit, dann hatte er das Ding offen.

Darin waren Unterlagen zu finden, Datenbänder, Floppy-Disks, mit denen Privatrechner gelegentlich arbeiteten, sogar Briefe.

„Was machen wir jetzt?“ fragte Dareena. Sie musterte flüchtig die Papiere. „Heiliges Ar-kon!“

„Was ist?“

Wortlos hielt Dareena das Papier unter Thoxhars Augen. Der Brief war in einer Formelsprache abgefaßt, die völlig unscheinbar klang, aber offenbar versteckte Informationen enthielt. Wichtig waren Absender und Adressat - der Zufall wollte es, daß die Verbindungen zwischen Thoxhars Springersippe und Darenas vornehmen Arkon-Adligen nicht nur privater Natur waren. Es gab da offenbar auch Geschäftsbeziehungen.

„Was machen wir nun?“ fragte Thoxhar ratlos. „Eines steht ja wohl fest - sie werden uns bald haben. Schließlich weiß mein Freund, wo wir stecken, und wenn unsere beiden Väter sich zusammentun, um uns zu suchen und uns hier finden - ich glaube nicht, daß wir noch eine Chance hätten.“

„Dein Vater würde uns umbringen“, stimmte Dareena zu. Thoxhar hatte die Bemerkung auf der Zunge, daß der Kopf der Schmugglerbande vermutlich Darenas Vater war, aber er schluckte diesen Kommentar hinunter. Sie kletterten zurück in den zerstörten Wohnraum und ließen sich müde und erschöpft auf das Bett fallen.

„Kannst du etwas zu essen machen?“ fragte Thoxhar.

„Ich werde es versuchen“, sagte Dareena und ging in die Küche zurück.

Thoxhar schleppte sich derweil hinüber zum Interkom. Er wollte versuchen, das Kontor zu erreichen, um von dort aus die Polizei alarmieren zu können.

Daß er das tun mußte, stand für ihn fest. Er war zwar zugegebenermaßen kein Schlaukopf, aber so blöde, daß er nicht fest mit seiner Ermordung rechnete, war er nun auch

33

wieder nicht. Sein Vater und dessen Geschäftspartner konnten sich keine Mitwisser leisten - dafür waren die Strafen für Rauschgifthandel entschieden zu drastisch. Es gab etliche Planeten in der Milchstraße, bei denen es Brauch war, einen Rauschgifthändler in verkürzter Form jenen gräßlichen Tod erleiden zu lassen, den er seinen Opfern verkaufte - und Shaltase war ein hundsgemeines Rauschgift.

Vielleicht klappte es nicht, den Ring auszuheben, dann mußten er und Dareena ohnehin mit ihrer Ermordung rechnen - so oder so, er hatte keine Chance.

Thoxhar fingerte an dem Gerät herum. Er verstand nicht sehr viel von solchen Sachen, aber er schaffte es endlich, einen Sender wenigstens empfangen zu können.

„Was soll das heißen?“ hörte er einen aufgeregten Mann schimpfen. „Was heißt hier Sonnenwindpest? Kann man das nicht etwas genauer sagen?“

„Reg dich nicht auf“, erklang die Antwort. Sie war schwach, und in Thoxhar dämmerte

der Verdacht, daß er versehentlich auf einem Kanal gelandet war, den er eigentlich gar nicht abhören wollte. Dennoch preßte er das Ohr an den Lautsprecher.

„Ich soll mich nicht aufregen? Ihr seid vielleicht spaßig. Diese Leute schleppen uns aus irgendwelchen Winkeln des Kosmos eine Seuche auf den Hals, und du sagst, ich soll mich nicht aufregen. Hast du nicht gehört, was er gesagt hat, der Fremde - es gibt keine Heilungschancen! Und wir...“

„Tun können wir einstweilen ohnehin nicht viel“, sagte ein weiterer Mann. „Ich werde zusehen, was wir im Raum erreichen können.“

„Rhodan?“

„Ja, ich bin es. Wie sieht es auf Arxisto aus?“

„Erbärmlich“, zankte der Funker. „Die Ballbiester sind endlich verschwunden, aber dafür haben wir nun diese Pest am Hals. Habt ihr wenigstens da oben diese verdammte Zeit-weiche unter Kontrolle?“

„Nein“, gab die Stimme von Perry Rhodan zu. „Aber ...“

„Große Galaxis!“ kreischte eine Männerstimme dazwischen. „Ich habe alles gehört. Ret-te sich, wer kann, wir sind verloren!“

„Was soll das heißen?“ fragte Rhodan scharf. „Wird unser Gespräch abgehört?“

Der Funker antwortete in äußerster Erregung:

„Es wird, und das ist auch gut so. Also, wie sieht es aus? Könnt ihr verhindern, daß uns im nächsten Augenblick ein paar von diesen schwarzen Schiffen um die Ohren fliegen und wir allesamt an dieser verfluchten Pest jämmerlich zugrunde gehen?“

„Wir können nichts tun, uns sind die Hände gebunden“, sagte eine tiefe Stimme.

„Habt ihr es gehört, sie können nichts tun. Wir sind alle miteinanderrettungslos verloren, Rhodan hat es selbst gesagt.“

Thoxhar begriff, was sich da in diesem Augenblick abspielte. Er war offenbar nicht der einzige, der nach dem Ende der Ballinvasion Kontakt zum Kontor gesucht hatte - auf dem offenen Kanal tummelten sich wahrscheinlich Hunderte von kleinen Funkern. Und alle hatten sie durch eine dumme Panne mitbekommen, was sich draußen im Raum abspielte.

Thoxhar schloß die Augen.

Er verfluchte das Geschick, mit dem er ahnungslos mitten hineingetappt war in ein Geschehen, das er kaum begriff. Zuerst hatten die Insektenkrieger ihn ermorden wollen, da-nach waren die Ballbiester gekommen, er mußte befürchten, von seiner eigenen Sippe ermordet zu werden - und nun drohte ihm auch noch eine furchtbare Seuche, gegen die es kein Mittel gab.

Zu allem Überfluß würde sich jetzt eine Tausendschaft von Menschen aufmachen und den Raumhafen von Arxisto zu stürmen versuchen. In ihrer Angst vor der Sonnenwindpest würden sie Mord und Totschlag verüben, nur um von Arxisto wegzukommen - und dabei würden sie zumindest eines erreichen: Wahrscheinlich würde der gesamte Bezirk der Milchstraße in Panik verfallen.

34

Und Arxisto lag nur ein paar Dutzend Lichtjahre von Arkon entfernt ...

Von dort aus ... Thoxhar wagte gar nicht, sich die Folgen weiter auszumalen.

„Ich habe übrigens noch eine Botschaft für euch da oben.“

„Wir hören, Arxisto.“

„Es ist eine weitere Zeitweiche aufgetaucht - so nennt ihr doch das goldene Ding, nicht wahr?“

„Wo steht die Weiche?“

„Im Sektor Arphan-Zor. Ich habe gerade eine Information über die Hanseleitungen bekommen. Betroffen ist das Kontor Dawoque Zwo. Nun, was sagt ihr jetzt?“

Thoxhar als Mitglied einer raumfahrenden Vagabundensippe war allerlei gewohnt, aber was der Ertruser - dem Organ nach zu schließen - an Flüchen von sich gab, stellte alles in den Schatten.

Thoxhar stellte den Interkom ab.

So also war das, in ein paar Tagen oder Stunden war alles vorbei. Nun, wenn es denn sein mußte ...

Thoxhar beschloß, aus den nächsten Tagen und Stunden das Beste herauszuholen, was nur möglich war. Er lächelte sogar.

„Wie steht es mit dem Essen, Mädchen?“ fragte er an. „Ich habe Hunger!“

„Bald wirst du alles bekommen, was du verlangst“, rief Dareena aus der Küche zurück. Wenn das keine Aussichten waren, dachte Thoxhar.

„Willst du nicht an Bord unseres Schiffes kommen?“ fragte der Terraner Rhodan.

Eiling machte eine verneinende Geste.

„Es würde euch den sicheren Tod bringen!“ sagte er. „Wir wissen, daß wir krank sind, daß ein Virus uns befallen hat - aber wir wissen sonst nichts.“

Er verriet dem Terraner nicht, daß die Seolis mit dem Wort Virus gar nichts anfangen konnten - sie hatten es wie den Begriff Krieg von einem fremden Volk übernommen. Das Wort diente nur dazu, das Etwas zu bezeichnen, das gegen die Seolis wirkte.

„Wir haben in der Bekämpfung von Seuchen viel Erfahrung“, sagte Rhodan. „Wenn du willst, dann kannst du ja deinen Raumanzug anbehalten - inzwischen müßte jeder Erreger abgestorben sein, und was noch auf dem Anzug sein sollte, das werden wir mit geeigneten Mitteln vernichten.“

... werden mit geeigneten Mitteln die Existenz beenden, so übersetzte Eilings Transla-tor den letzten Satz. Offenbar hatten Rhodan und seine Leute wenig Hemmungen, wenn es darum ging, Leben zu vernichten.

Vielleicht... Eine aberwitzige Hoffnung durchflutete Eiling.

„Wollt ihr das Wagnis wirklich eingehen?“

„Maresch, was meint die Besatzung der T-36 dazu?“

„Schlagt den Bazillenherd tot!“ kreischte irgend jemand. Seit sich die Nachricht herumgesprochen hatte, hing der halbe Raumsektor auf dem Kanal von Rhodans Helmfunk. Und daran ließ sich vorläufig nicht sehr viel ändern - wären die Betroffenen auf andere, abhörsichere Kanäle ausgewichen, dann hätte das die rasch um sich greifende Panik nur verstärken können. „Macht eine Flotte mobil, und schießt sie aus dem Weltraum!“

Dazwischen erklang die ruhige Stimme des ertrusischen Kommandanten der T-36.

„Bring den Seoli an Bord - wir heißen jeden willkommen und einen, der in Not ist, erst recht.“

Perry Rhodan lächelte. Es tat gut zu wissen, mit solchen Leuten zusammenarbeiten zu können. Das war der Geist, den er seit mehr als einem Jahrtausend gesucht und immer wieder gefunden hatte; es waren solche Handlungen, die Rhodan mit dem Begriff der Menschlichkeit verband - nicht die Kumpanei der Terraner oder ihrer Nachkommen untereinander, sondern die Empfindung der Verbundenheit mit jedem Lebewesen des Kosmos.

„Wir kommen!“ sagte Rhodan.

35

„Eiling!“ konnte er hören; diese Stimme schien aus dem Pulk der Wendelschiffe zu kommen. „Das kannst du nicht tun - du weißt, was mit diesen Wesen geschehen wird,

allen Vorsichtsmaßnahmen zum Trotz! Es ist ein Verbrechen!“

„Ich weiß, was ich tue“, sagte Eiling.

Rhodan faßte ihn bei der Hand. Nebeneinander entfernten sie sich von den Wendeschiffen und schwebten dem Kugelkörper der T-36 entgegen.

Rhodan spürte, daß sein Begleiter zitterte.

„Angst?“

„Entsetzliche Furcht“, sagte Eiling ohne Zögern. „Ich weiß nicht, ob ich das verantworten kann - ich vertraue da auch dir und deinem Wissen. Ich habe dir gesagt, daß bisher keiner diese Pest überlebt hat!“

„Wir werden uns mit unseren Wissenschaftlern in Verbindung setzen“, versprach Rhodan. „Wir haben da sehr viele Möglichkeiten. Aber berichte mir bitte - ihr wißt nicht, wer euch hier hergebracht hat?“

„Wir wissen gar nichts mehr“, sagte Eiling. „Wir sind nun ein Volk ohne Geschichte, denn die Verbindung zu unserer Heimat ist unwiderruflich abgerissen - wir wissen nicht, wo man uns wohin und wann geschickt hat.“

„Sagt dir der Name Seth-Apophis etwas?“

Eiling dachte lange nach.

„Nein“, sagte er schließlich. „Er bringt in mir nichts zum Klingen - ich bin ziemlich sicher, diesen Namen niemals gehört zu haben.“

Perry Rhodan war dennoch fest davon überzeugt, daß dieser heimtückische Streich von Seth-Apophis ausgeheckt war. Er war identisch mit jener Macht, die die Seolis hierher verschlagen hatte.

Indessen war Rhodan nicht so naiv, anzunehmen, daß sich die Aktionen der Superintel-ligenz Seth-Apophis auf solche Attacken beschränken würden - dies war ein Vorgeplän-kel, mehr nicht. Schon aus diesem Grund war Rhodan fest davon überzeugt, daß man den Seolis würde helfen können.

Die ganze Aktion Arxisto sah mehr nach einem Probeschuß aus, nicht nach einem voll-endet geplanten und in Szene gesetzten Angriff einer überlegenen kosmischen Macht.

„Wie sieht es auf Dwoque Zwo aus?“ wollte Rhodan wissen.

„Wir haben gerade angefragt“, antwortete Galgan Maresch. „Die Zustände sind ähnlich wie auf Arxisto - es werden pausenlos die seltsamsten Dinge auf dem Planeten abgesetzt. Halbe Kontinente, Lebewesen, bunt durcheinandergewürfelt - man könnte an eine Art Müllkippe denken, wie man sie in der Urzeit einmal gehabt haben soll.“

Wieder lächelte Rhodan - er entstammte noch jener Urzeit, in der nicht weiter verwend-bares Material einfach zu übelriechenden, das Grundwasser verseuchenden Haufen auf-getürmt worden war.

„Maresch!“

„Chef?“

„Funkspruch an HQ-Hanse und an STALHOF“, ordnete Rhodan an. „Ich schlage zur Er-wägung vor, eine Flotte von Hanseschiffen nach Dwoque Zwo zu entsenden. Falls die Möglichkeit besteht, soll die Zeitweiche untersucht, gegebenenfalls zerstört werden.“

„Sollen wir das nicht hier erledigen?“

„Erstens sind wir dafür zu schwach“, sagte Rhodan, „und zweitens haben wir hier Freunde, deren Schicksal vorrangig zu klären ist.“

„Wir setzen den Spruch ab“, bestätigte der Ertruser.

„Und was ist mit uns? Wer kommt uns zu Hilfe?“ meldete sich wieder ein panikerfüllter Fremder.

„Du siehst, was dein Angebot bedeutet“, sagte Eiling. „Dein Volk wird dich hassen für diese Tat.“

36

„Das bleibt abzuwarten“, sagte Rhodan. „Komm!“

\*

Orofon lehnte sich gegen die Wand und versuchte mit aller Kraft, sich zu beherrschen.

Was er sah, erschütterte ihn bis ins Mark. Er verstand nicht viel von diesen Dingen, aber er war auch nicht dumm.

Er konnte die Bilder auf den Schirmen sehen, die häßlichen grün-blauen Strukturen. Es waren Bilder des Grauens, überall nur Tod, nirgendwo mehr auch nur ein Schimmer von Leben. Das Farbgift, das Eiling in das lebende Blut hineingespritzt hatte, hatte alles Le-ben, das darin vorhanden war, abgetötet, hingeschlachtet.

Der Absturz war zu schnell für Orofon. Gerade noch hatte er Eiling, den einzigartigen silbernen Seoli, aus tiefster Seele bewundert. Eiling war ihm als ein Lebewesen erschienen, das den Seolis auf der Entwicklungsleiter eine Sprosse voraus war, eine Art Über-Seoli.

Und nun das.

Es hatte immer wieder Übeltäter in den Reihen der Seolis gegeben, sogar Diebe, die anderen Lebensmittel gestohlen hatten - aber Orofon konnte sich nicht erinnern, daß ein Seoli jemals einen anderen vorsätzlich an Leben und Gesundheit geschädigt hatte.

Was Eiling aber getan hatte, ging selbst darüber weit hinaus - er hatte Leben nur zum Spaß vernichtet, nur um seiner krankhaften Neugierde Genuß zu bereiten. Orofon schau-derte, wenn er nur daran dachte.

Er fragte sich, wie das Volk diese Information aufnehmen würde.

Er selbst kannte Eiling seit einiger Zeit. Orofon hatte sich daran gewöhnt, Umgang mit dem Halbgott Eiling zu haben - das galt aber nicht für die Masse der Seolis. Sie verehrten ihn nach wie vor. Würden sie glauben, was Orofon ihnen zu verkünden hatte?

„Wahrscheinlich nicht“, murmelte der Verzweifelte im Labor des Verbrechers.

Er wandte den Kopf. Er vermochte das Bild des Grauens nicht länger zu ertragen - und doch mußte er es den Kommandanten vorführen, damit sie das Richtige zu tun vermoch-ten.

Es würde eine Revolution geben unter den Seolis - aber wie diese grundlegende Verän-derung aussehen würde, vermochte sich Orofon nicht auszumalen. Er wußte nur, daß er beinahe wahnsinnig geworden war in dem Bemühen, den jähnen Umschwung in der Be-wertung Eilings zu verkraften - was sich ergeben würde, wenn die ganze Quarantäneflotte mit diesem Problem konfrontiert wurde...

„Und wozu das alles?“ schluchzte Orofon.

Er verstand Eiling einfach nicht mehr. Was sollte das für einen Sinn haben? Warum tat er das?

Er mußte es geahnt haben, und selbst wenn nicht, dann hatte er keinesfalls das Recht, einen zweiten Versuch anzusetzen, nachdem der erste bereits so eindeutig gewesen war.

Orofon betrachtete die Bilder auf den Schirmen.

Deutlich konnte er die beiden Blutproben unterscheiden. Da war seine eigene, erstarrt in tödlicher Kälte. Orofon zwinkerte - er hatte etwas gesehen.

Offenbar war er selbst schon so weit von Eiling beeinflußt worden - denn in Orofons Blutbild war etwas zu sehen, was in Eilings Bild dutzendfach zu finden war.

Orofon konnte sehen, daß eines der Kleinlebewesen in dem Versuch getötet worden

war, ein anderes Kleinlebewesen in sich aufzusaugen, zu fressen. Wahrscheinlich war das auf Eilings Manipulation zurückzuführen.

Denn in seinem Blutbild waren solche Vorgänge zuhauf zu erkennen. Es gab zwar den Unterschied, daß es so aussah, als würde die Art Kleinlebewesen, die bei Orofons Blut das Opfer darstellte, in Eilings Blut den Part des Täters übernehmen, aber das war sicher-

37

lich eine Täuschung. Es war in jedem Fall klar zu erkennen, daß in Eilings Blut etwas stattfand zwischen den Blutlebewesen, was Fremdvölker als Krieg bezeichneten. Es war ein gräßliches Bild, doppelt bedrückend durch die Tatsache, daß Eilings Giftmischerei Tä-ter und Opfer durch Giftwirkung gleichermaßen dahingemetzelt hatte.

Durfte man dieses Bild des Grauens den anderen zeigen?

Orofon traf die Entscheidung sehr rasch. Er verlagerte sie auf die Ebene der Kommandanten.

Orofon stellte über Eilings Leitung eine Verbindung zur Kommandantenkonferenz her.

„Eiling!“ konnte er Beneder rufen hören. „Es ist ein Verbrechen, was du tun willst.“

Orofon griff nach dem Mikrophon.

„Es gibt noch Schlimmeres, Kommandant“, sagte er. „Eiling ist auch an Bord seines Schiffes zum Verbrecher geworden.“

Er zögerte bei dem Wort, eigentlich hatte er etwas anderes sagen wollen, aber das Fremdwort Mörder wollte ihm nicht über die Membran kommen.

Beneder sah unwillig auf.

„Was machst du in Eilings Labor?“ fragte er ärgerlich. „Er mag das gar nicht.“

„Das glaube ich“, sagte Orofon. „Sieh selbst hin!“

Er steuerte die Kamera, die normalerweise Eilings Bild in die Zentrale übertrug, so, daß sie die Versuchsanordnung erfaßte.

Beneder machte ein Gesicht der Ratlosigkeit.

„Was soll das?“ fragte er. „Ich verstehe davon nichts.“

„Es ist ganz einfach“, stieß Orofon hervor. „Sieh dir dieses Bild an. Das ist Blut, riesenhaft vergrößert.“

„Und?“

„Normalerweise bewegen sich Kleinlebewesen in unserem Blut, und außerdem ist es, wie du weißt, üblicherweise grün.“

Beneder kniff die Augen zusammen.

„Was willst du damit sagen? Daß Eiling...?“

„Er hat von sich selbst eine Probe entnommen und eine von mir.“

„Du hast bei dieser Schandtat mitgewirkt?“

„Ich war außer mir“, sagte Orofon und machte eine Demutsgeste. „Ich konnte mich gegen ihn nicht zur Wehr setzen. Und nun sieh selbst den Unterschied. Siehst du diese rundlichen Gebilde mit den dünnen Schwänzen daran, die über die anderen Blutlebewesen herfallen?“

Die Übertragung war hervorragend. Orofon konnte sehen, wie Beneder und seine Leute in der Zentrale gelb wurden vor Ekel.

„Ich glaube, und ich weiß, was ich sage“, erklang Orofons Stimme, „daß diese seltsamen geschwänzten Lebewesen in Eilings Körper leben. Wie sie dort hineingekommen sind, weiß ich nicht - aber sie leben dort. Und ich bin fest davon überzeugt, daß diese Lebewe-sen dafür verantwortlich sind, daß Eiling vorsätzlich Leben vernichtet hat.“

„Grauenvoll“, ächzte Beneder. „Ich kann es einfach nicht glauben.“

„Du wirst es glauben müssen“, sagte Orofon. „Ich habe sogar einen weit schlimmeren Verdacht.“

„Noch schlimmer?“

Orofon machte eine Geste der Zustimmung.

„Ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll“, sagte er. „Ich erinnere mich an Eilings Er-regung, als er mir diese Blutprobe entnommen hat. Er war außer sich. Er scheint, so selt-sam das klingt, eine ungeheure Leidenschaft für solche grauenvollen Dinge zu entwickeln - und nun befürchte ich, daß er nicht etwa als Heiler hinübergegangen ist zu den Frem-den, sondern...“

„Nein!“

38

Beneders Schrei gellte aus den Lautsprechern.

„Ich fürchte, daß ich recht habe“, sagte Orofon. „Er will die Sonnenwindpest vorsätzlich über diese Welten tragen.“

Die Seolis standen starr.

Sich etwas so Grauenvolles auch nur auszudenken ging fast über ihre Kräfte - einen solchen Plan in die Tat umzusetzen, dazu wäre keiner in der Lage gewesen.

Es gab nur einen Seoli, der sich von seinen Artgenossen so grundlegend unterschied, daß man ihm Gedanken dieser Art zutrauen konnte - und das war das Idol der Seolis: Ei-ling, der Heiler.

„Was sollen wir jetzt tun?“ klagte Beneder. „Heiliges Universum, was machen wir jetzt?“

Äonenlang war es den Seolis gelungen, diese Katastrophe zu verhindern, alles hatten sie dafür getan. Sie hatten sich zurückgezogen, wo immer es ging, gelitten und gedarbt. Und jetzt ging einer der Ihren hin und warf diese alte Tradition über Bord - nur um der per-sönlichen Eitelkeit willen?

Orofon deutete auf Eilings Laboreinrichtung.

„Was machen wir damit?“ fragte er. „Soll ich diese Beweise aufheben, damit wir sie spä-ter dem Volk zeigen können?“

„Ich bin dafür, das alles zu vernichten“, sagte Beneder. „Ich werde Eiling anrufen, auch die Fremden. Wir müssen ...“

Er zögerte. Unerhörte Gedanken wurden in diesem Augenblick im Volk der Seolis gedacht - niemals wieder würden sie ihre alte Unbefangenheit zurückbekommen. Tausend-facher Massenmord war von einem Seoli gedacht und vorbereitet worden - und das zog jetzt wie magnetisch die übrigen Seolis nach. Das Böse lockte mit kaum glaublicher Be-harrlichkeit und Raffinesse die Unschuld hinter sich her, hinein in den Strudel des Übels.

„Wir müssen dafür sorgen“, sagte Beneder mit quälender Langsamkeit, „daß Eiling nicht dazu kommt, diesen Plan durchzuführen.“

Orofon bebte. Er wußte, was das hieß - Beneder sann über ein Verfahren nach, Eiling zu töten. Vollständiger konnte der moralische Zusammenbruch eines Volkes nicht sein - ein Mörder zog den nächsten hinter sich her. Das tödliche Kreisspiel von Gewalt und Ge-gengewalt konnte auch für die Seolis beginnen - und es würde voraussichtlich niemals ein Ende finden.

Beneder gab seine Befehle.

„Vernichte alles, was an Eiling erinnert. Wir werden sein Andenken tilgen aus den Ge-danken unseres Volkes.“

Orofon betrachtete Eilings Labor. Am besten war, wenn man Feuer legte, dachte er. Ihm wurde klar, daß er Gewalt ausügte, ein nie zuvor gekannter Vorgang, aber es geschah viel Neues in dieser Zeit.

Orofon brauchte nicht sehr lange. Eine Viertelstunde nur, und die ersten Flammen leck-ten an den Wänden hoch. Orofon wartete, bis er sicher war, daß der Brand alles zerstören würde, dann schlüpfte er aus dem Labor und verriegelte die Tür hinter sich.

So fraßen sich die Flammen zu Eilings Werk vor.

Sie verzehrten das Mikroskop und die Spritzen, mit denen Eiling die Blutproben entnommen hatte. Die Flammen verzehrten den Farbstoff, der es möglich gemacht hätte, das Gewebe säuberlich zu untersuchen. Die Flammen zerstörten das Blutbild, das Orofon fälschlich für sein eigenes gehalten hatte, in dem Dutzende von Geißelbakterien über die Bestandteile seines Blutes herfielen - Orofon hatte die Sonnenwindpest gesehen, sie aber nicht erkannt.

Er hatte auch nicht sehen können, daß es einen an Bord gab, der eine besondere Art Lebewesen in seinem Blut herumschleppte - ein Kleinlebewesen, das in der Lage war, die Sonnenwindbakterien zu finden und zu fressen und so die Krankheit wirksam zu bekämp-fen.

39

Die Flammen zerstörten alles, was das Volk der Seolis hätte retten können.

Die Sonnenwindpest lebte weiter. Sie konnte neue Opfer finden. Überall, jederzeit.  
9.

Eng aneinandergeschmiegt saßen Thoxhar und Dareena in den Trümmern des Liebes-nests. Der Telekom lief.

Die Verbindung zwischen den einzelnen Schauplätzen stand. Jeder auf Arxisto konnte mithören.

Viele waren längst nicht mehr dazu fähig. Panik tobte auf Arxisto. Auf dem Raumhafen waren zwei Schiffe bei Alarmstarts kollidiert. Die Zahl der Todesopfer war noch nicht bekannt.

„Wir rufen das Kugelschiff! Wir rufen das Kugelschiff!“ - „Das müssen die Fremden sein“, sagte Dareena leise.

„Wahrscheinlich“, sagte Thoxhar. Er hatte seinen Arm um die Arkonidin gelegt. „Ich fra-ge mich, was sie von uns noch wollen, nachdem sie uns die Pest gebracht haben.“

„Ich höre, Rhodan spricht!“

„Hör zu, Perry Rhodan. Wir haben wichtige Informationen. Der Seoli, den du an Bord genommen hast, ist kein normaler Seoli. Er ist unser Heiler, jedenfalls haben wir das angenommen. Er ist mutiert - als einziger von uns ist er gegen die Sonnenwindpest immun.“

Dareena und Thoxhar sahen sich an. Es gab also doch eine Rettungsmöglichkeit?

„Ich höre.“

„Wir haben feststellen müssen, daß er wahnsinnig ist. Er hat mit lebenden Wesen verbrecherische Experimente angestellt - wir haben jetzt Grund zu dem Verdacht, daß er absichtlich ...“

Aus dem Lautsprecher kam ein ersticktes Gurgeln.

„Sprich weiter!“ erklang Rhodans Stimme.

„.... als würde er mit Vorbedacht versuchen...“

Offenbar war der Fremde nicht mehr Herr seiner Stimme. Was er zu sagen hatte, schien ihm sehr nahezugehen.

„Du glaubst, er wolle uns absichtlich infizieren?“

„Infizieren?“

„Die Krankheit auf uns übertragen“, erläuterte Rhodan. Thoxhar konnte keinerlei Erregung in seiner Stimme feststellen. Perry Rhodan schien sich seiner Sache überaus sicher zu sein.

„Das glauben wir“, sagte der Seoli. „Wir müssen dich daher bitten, etwas zu tun, was wir nicht tun können - wir sind zu solchen Dingen normalerweise nicht fähig.“

„Ich höre...“

Der Stimme des Seoli waren trotz der Einfärbung durch einen Übersetzungsausomaten und die Qualitätsverluste der schlechten Verbindung die innere Erregung und Erschütterung anzuhören.

„Wir bitten euch ...“

Die Pause war qualvoll, nicht nur für den Sprecher, auch für die Zuhörer.

„Tötet ihn!“

Wie ein Schrei gellten die beiden Worte aus den Lautsprechern, dann war zu hören, wie der Seoli in hältloses Schluchzen ausbrach.

„Ich danke dir für den Ratschlag, Freund“, sagte Perry Rhodan. „Wir werden den Heiler nicht töten – es besteht kein Grund dazu.“

„Warum? Er wird euch töten!“

„Das kann er nicht“, sagte Perry Rhodan. „Wir haben Vorsichtsmaßnahmen ergriffen. Wie du sehen kannst, trägt jeder von uns einen Raumanzug - in unserem Schiff stehen

40

alle Räume offen. Im Vakuum kann sich kein Keim lange halten. Und wie du siehst, trägt der Heiler ebenfalls seinen dichten Raumanzug. Einstweilen besteht keine Gefahr.“

„Das glaubt ihr“, sagte der Seoli. „Wir haben andere Erfahrungen gemacht - äonenlang.“

„Wenn man etwas öfter tut, wird das durch die Wiederholung nicht richtig“, sagte Rhodan. „Wir werden versuchen, euch zu helfen.“

Wahnwitziges Gelächter klang aus den Lautsprechern. Jedermann im Umkreis etlicher Lichtjahre konnte den gespenstischen Dialog verfolgen.

„Ihr uns helfen? Fremder, hilf dir selbst und deinem Volk. Wenn du es vermagst, dann stürze dich mit deinem Schiff in die nächste Sonne und hoffe, daß die Sonnenwindpest nur euer Leben gekostet hat.“

„Entsetzlich“, murmelte Dareena. „Ich darf mir das alles gar nicht vorstellen. Wenn diese schreckliche Zeitweiche einige von den Seolis hier absetzt - es wäre der Anfang vom En-de.“

Thoxhar nickte.

Ein paar Infizierte konnten genügen. Es gab Privatjachten, die es an Schnelligkeit mit den Hanseschiffen leicht aufnehmen konnten. Es galt nahezu unbeschränkte Freizügigkeit im gesamten Einflußbereich der Kosmischen Hanse.

Beim Auftreten einer neuen Krankheit - und dazu kam es immer wieder einmal - konnte man eine ganze Menge tun. Im Grunde lief alles auf einen Wettkampf hinaus zwischen der pharmazeutischen Forschung und Industrie und dem Virus oder Bakterium. Gelang es, die Ursache der Krankheit zu finden und eine Gegenstrategie zu entwickeln, solange für jeden Kranken genügend medizinisches Gerät oder Personal bereitstand, war der Kampf für die Mehrzahl der Galaxisbewohner aussichtsreich. Zwar konnte auch eine solche gebändigte Epidemie Tausende von Menschenleben kosten, aber man konnte sie letztlich unter Kontrolle bringen und die Milliarden von anderen Galaxisbewohnern schützen.

Ganz anders lag der Fall, wenn eine solche Seuche den Wettlauf gewann - wenn sich der Flächenbrand schneller ausbreitete, als die Industrie Impfstoffe, Sera oder Medikamente herstellen, verteilen und anwenden konnte. Wenn auf jeden Arzt hundert Kranke pro Tag entfielen, er aber beim besten Willen nur fünfzig behandeln konnte, dann mußte sich die Epidemie zur Pandemie ausbreiten.

Auf der Erde hatte es einige solche Katastrophen gegeben.

Sie waren sprichwörtlich geworden - es war der Überfall der Pest gewesen, der in Europa einem Steppenbrand gleich gewütet hatte und erst aufgehört hatte, als es kaum mehr Menschen gab, die der Schwarze Tod hätte dahinraffen können.

Stand jetzt der ganzen Galaxis eine solche Katastrophe bevor? Die Vorstellung war ge-eignet, selbst den hartgesottensten Gemütern eine Gänsehaut zu bereiten.

Denn es galt nicht nur, einfach Menschenleben zu retten. Diese Menschen hatten Arbeitsplätze, auf denen sie mehr oder weniger unentbehrlich waren - und sie alle waren untereinander voneinander abhängig. Eine Ausbreitung der Sonnenwindpest hätte nicht nur Millionen von Pesttoten gebracht - sie hätte außerdem das Leben all derer im höchsten Maße gefährdet, deren Existenz vom Funktionieren der Wirtschaft und der Technik abhing.

„Ich rufe Dwoque“, erklang Rhodans Stimme.

„Hier Dwoque, Kommandant Jurn Hafther spricht. Wir haben die Zeitweiche erreicht.“

„Sehr gut“, sagte Rhodan. „Was geschieht dort?“

„Das Ding ist ruhig. Auf den Planeten in der Nähe ist es ebenfalls einigermaßen ruhig. Was sollen wir tun?“

„Ich schlage vor, daß ihr nacheinander die Zeitweiche mit allen zur Verfügung stehenden Systemen angreift. Aber langsam steigern - wir wollen das Ding nicht gleich im ersten An-lauf zerstören.“

41

„Die entsprechenden Befehle sind gegeben. Wir haben es mit mechanischer Gewalt versucht, aber das war vergeblich. Nichts kommt näher als höchstens acht Kilometer an das Ding heran - wir haben außerdem festgestellt, daß schon mehrere tausend Kilometer von einer Zeitweiche entfernt die Instrumente anfangen, verrückt zu spielen. In unmittelba-rer Nähe von so einem Ding ist nicht einmal Funkverkehr möglich.“

„Versucht es mit stärkeren Waffen.“

„Wird gerade gemacht“, erklärte Jurn Hafther. „Wir feuern mit leichten Impulgeschützen, aber damit richten wir auch nichts aus. Die stärkeren Kaliber sind gleichfalls wirkungslos.“

Thoxhar zuckte mit den Schultern. Nun, dann mußten eben Desintegratorkanonen ein-gesetzt werden, und wenn das auch nichts half, mußten eben die Transformkanonen ein-gesetzt werden.

Es war seltsam, dies alles in der relativen Ruhe eines Inselhauses auf Arxisto mit anhö-ren zu können wie ein Hörspiel - nur daß es sich in diesem Fall um ein Bild der Wirklich-keit handelte.

„Ich fürchte, wir werden unsere Transformkanonen einsetzen müssen“, sagte der Kom-mandant der Hanseflotte. „Und mir ist gar nicht wohl dabei.“

Das war leicht nachzufühlen. Der Begriff Zeitweiche verriet schon, daß hier mit Kräften gearbeitet wurde, die zu den geheimnisvollsten überhaupt gehörten. Auf ein solches Ge-bilde mit dem Hammer einer Transformkanone einzudreschen, konnte leicht katastrophale Folgen haben.

„Wir versuchen es erst einmal mit einer kleineren Ladung“, sagte Jurn Hafther. „Dann

sehen wir weiter.“

„Hoffentlich haben sie Erfolg“, sagte Dareena. „Stelle dir nur vor, was passiert, wenn man gegen diese Dinger nichts unternehmen kann. Wer auch immer sie gebaut und hier hergeschickt hat, er kann entsetzlichen Schaden anrichten.“

„Und das ist vermutlich genau das, was dieser Jemand will“, ergänzte Thoxhar.

„Beschuß ohne Erfolg“, erklang die Stimme von Jurn Hafther. „Wir nehmen ein größeres Kaliber.“

„Wir haben eine erfreuliche Nachricht“, meldete sich plötzlich der Ertruser Galgan Maresch.

„Laß hören“, griff der Funker von Arxisto ein. „Wir sind für jedes bißchen dankbar.“

„Der Heiler ist vollkommen gesund - wir haben bei einer Blutuntersuchung nichts feststellen können, womit er uns gefährden könnte. Er trägt zwar ein paar Keime mit sich spazieren, aber die sind von unserem Metabolismus so verschieden, daß sie uns in keiner Weise gefährden könnten.“

„Ich rufe die Seolis - habt ihr mitgehört?“

„Wir haben verstanden, aber wir können es nicht glauben. Ihr müßt euch geirrt haben.“

„Ausgeschlossen!“ polterte Maresch dazwischen.

Thoxhar und Dareena sahen sich an. Sie lächelten. Wurde am Ende doch alles wieder gut?

\*

Es war ein seltsames Gefühl, an Bord eines Raumschiffs in einem Raumzug herumzuspazieren, aber Perry Rhodan hatte sich bereits daran gewöhnt. Die Aufgaben, die jetzt vor ihm lagen, waren wichtiger als das bißchen Unbequemlichkeit.

Rhodan betrachtete das Blutbild des Seoli auf einem Bildschirm. Der Seoli stand neben ihm. Sein silbernes Gesicht mit den roten Augen war ausdruckslos, aber das sah wahr-scheinlich nur für den Terraner so aus.

42

„Dieses Bild kenne ich“, sagte der Heiler. „Ihr scheint auf diesem Gebiet der Wissenschaft viel weiter zu sein als wir. Unser Charakter verbietet uns, diese kleinen Wesen zu Forschungszwecken zu töten.“

Rhodan fuhr herum.

„Was sagst du da? Ihr habt nie eine Blutanalyse gemacht? Ihr kennt keine Bakterien, Bakteriophagen, keine Antikörper und Antigene...?“

„Ich kann mit diesen Begriffen nichts anfangen, sie sind mir unbekannt“, sagte der Seoli. „Was willst du damit sagen?“

„An die Seoli-Flotte“, sagte Rhodan schnell „Trefft keine übereilten Entschlüsse. Eure Aussichten auf Rettung sind sehr schnell gestiegen.“

„Woher willst du das wissen, Perry Rhodan?“ fragte der Kommandant der Quarantäneflotte.

„Wir haben auf diesem Gebiet geforscht. Ist einer von euch bereit, zu uns herüberzukommen? Wenn man einen Gesunden untersucht, hat man wenig Aussicht, etwas zu finden.“

„Was zu finden?“

„Das Virus oder das Bakterium, das euch zusetzt.“

„Was ist das?“

Rhodan begriff sofort, was für eine Fangfrage der Seoli ihm gerade gestellt hatte.

Bakterien waren Kleinstlebewesen - und den Seolis lag kein Wert höher als der, Leben, wo immer möglich, zu schonen. Es gab aber nur ein Verfahren, die Kranken zu

heilen - man mußte die Bakterien abtöten, von denen sie befallen waren.

Ob die Seolis dazu bereit sein würden?

Perry Rhodan hatte den schlimmen Verdacht, daß die Seolis auch in diesem besonderen Fall ihren Prinzipien treu bleiben würden, niemals vorsätzlich Leben zu vernichten.

Was war zu tun, wenn sie auf ihrem Standpunkt beharrten? Den Seolis selbst konnte man damit nicht helfen - wohl aber denen, die jetzt überall in der näheren Umgebung an ihren Empfängern saßen und auf gute Nachrichten warteten.

„Ich warte auf Antwort“, sagte Rhodan freundlich.

„Wir können das nicht zulassen“, sagte der Kommandant der Quarantäneflotte.

„Ihr vernichtet damit eure Zukunft“, sagte Perry Rhodan. „Und ihr gefährdet damit das Leben zahlreicher Menschen in der Umgebung eurer Flotte.“

„Das ist nicht unsere Schuld“, gab der Kommandant zurück. „Wir haben versucht, einen Kontakt zu vermeiden.“

Da hatte er zweifellos recht.

„Hier Dawoque Zwo“, meldete sich wieder der Kommandant der Hanseflotte.

„Rhodan, ich höre.“

„Wir haben alles versucht, was wir haben. Diese Dinger sind einfach nicht zu vernichten - völlig unangreifbar, so sieht es aus.“

„Ich danke für die Anstrengungen und die Risikobereitschaft“, sagte Perry Rhodan. „Zieht euch zurück, aber beobachtet, was sich ereignet.“

Er rieb sich den linken Nasenflügel.

Deutlich entsann er sich der Informationen, die er von Jen Salik zu diesem Themenkomplex bekommen hatte. Alle vorhandenen Informationen ließen darauf hinaus, daß es sich beim Auftauchen und dem ersten Einsatz der Zeitweiche um eine Aktion von Seth-Apophis handelte.

Einstweilen waren diese Versuche mißlungen - aber was wurde aus den Völkern der Milchstraße, wenn die nächsten Versuche besser klappten, wenn Terra oder irgendein anderer Planet plötzlich und ohne Vorwarnung aus dem Raum bombardiert wurden? Wenn es nicht mehr Steine und primitiv ausgerüstete Insektenkrieger regnete, sondern Panzer und Atombomben?

43

Gab es gegen diese Zeitweichen überhaupt ein Gegenmittel? Wenn ja, dann mußte es schnellstens gefunden werden, bevor Seth-Apophis den nächsten Schlag landen konnte.

Welche Möglichkeiten eine solche Waffe bot, konnte sich Rhodan vage vorstellen. Die wenigen bruchstückhaften Informationen ließen darauf hinaus, daß es mit den Zeitweichen möglich war, andere Zeitgefilde anzuzapfen und Dinge und Wesen wie Geschosse in eine ganz bestimmte Richtung zu befördern.

Von überall her, aus jeder Zeit konnten nun neue Feinde erwachsen - und zu welchen Verheerungen bereits die ersten Probeschüsse geführt hatten, konnte sich Perry Rhodan ungefähr vorstellen.

„Was wollt ihr tun, wenn ihr uns nicht helfen wollt?“ fragte Rhodan den Kommandanten der Seolis. Immer wieder mußte er gedanklich zwischen diesen beiden Problemfeldern hin und her schalten. Es fiel ihm nicht sehr schwer.

„Wir wissen es nicht“, gab der Seoli zurück.

„So oder so, ihr werdet den Weg in eure Gefilde niemals mehr finden“, behauptete Rho-dan.

Ein wahnwitziger Gedanke durchzuckte ihn, als er dies sagte. War es vielleicht

möglich, daß ein listiger und mutig geführter Gegenstoß es vermochte, die Zeitweiche in umgekehrter Richtung zu benutzen - sie vielleicht gar zum Bumerang für der Angreifer zu machen? Das waren einstweilen nicht mehr als Spekulationen, hoffnungsvolle Träume, mehr nicht - aber man mußte diese Gedanken prüfen. Schon oft hatte sich das Brauchbare aus dem Undurchführbaren ergeben - es war sehr oft nur eine Frage des

S tandpunkts. „Wir teilen das Risiko“, sagte Rhodan. „Sollten wir von der Sonnenwindpest befallen werden, schließen wir uns eurem Verband an. Ist das ein brauchbarer Vorschlag?“

Er bekam keine Antwort. Er hatte auch in dieser Eile nicht damit gerechnet.

„Wir müssen die anderen Zeitweichen suchen und aufspüren“, sagte Rhodan. „Es sind wahrscheinlich fünf Stück - analog zu den Welten, die von solchen Phänomenen betroffen sind.“

„Fünf Stück?“ wiederholte Galgan Maresch. „Arme Milchstraße.“

Perry Rhodan lächelte zuversichtlich.

„Wir werden auch dieses Problem lösen. Also, ich frage die Quarantäneflotte - wollt ihr uns helfen?“

10.

Orofon starnte verdrossen auf den großen Bildschirm.

Er zeigte, was sich an Bord der T-36 abspielte. Die Fremden hatten eine Verbindung zwischen ihren Labors und der Zentrale der Quarantäneschiffe hergestellt.

Orofon erschien dies alles wie eine Entweihung. Er wollte nicht, was dort geschah - es widerstrebe ihm in tiefster Seele.

Orofon war froh, daß die Labors von Eiling inzwischen völlig ausgebrannt waren; niemals wieder würde ein Seoli solche Experimente anstellen können, wie es der Verräter getan hatte.

Orofon hatte Eiling seine Schurkerei nicht vergeben. Die anderen waren zum größten Teil zur alten Bewunderung für den Einzigartigen zurückgekehrt. Orofon nicht.

Er haßte Eiling, und er wußte nicht einmal, warum.

„Glaubt ihr, daß man uns wirklich helfen kann?“ fragte Beneder. Die Quarantäneschiffe standen ebenfalls laufend in Funkverbindung, allerdings hatten nur die Kommandanten und ihre engsten Mitarbeiter Kenntnis von dem, was sich an Bord der T-36 abspielte. Die anderen gingen ihren gewohnten Tätigkeiten nach. Sie sollten nicht in Aufregung versetzt werden, es hätte ihnen nur geschadet.

44

„Alles Humbug“, sagte Orofon. Ihn verdroß, daß er nach der Entlarvung von Eiling keinen großen Auftritt mehr gehabt hatte. „Sie versuchen uns hereinzulegen.“

„Zu welchem Zweck?“ fragte Beneder. „Ich würde den Fremden gerne glauben - aber irgendwie wage ich es nicht. Diese Sache ist nach wie vor viel zu gefährlich.“

„Was soll das Wehklagen!“ warf einer ein. „Das Unglück ist längst geschehen!“

Auf den Schirmen war es deutlich zu erkennen. Die Terraner hatten ihr Schiff wieder ge-flutet, nachdem sie einen Seoli an Bord genommen hatten. Jetzt lag der Seoli, noch immer in seinem Raumzug, in einer Station der T-36. Wissenschaftler kümmerten sich um ihn.

Orofon war nicht entgangen, daß die Einrichtung dieser Station sehr stark an Eilings Labor erinnerte. Eiling selbst stand ohne Raumzug in der Mitte der Zentrale und unterhielt sich mit dem Anführer der Terraner. Es war ein Bild, das Orofon in der Seele schmerzte - seit Äonen hatte es das nicht mehr gegeben, daß ein Seoli einem anderen Lebewesen offen gegenübertrat und mit ihm redete. Früher war das für den

Gesprächspartner der sichere Tod gewesen, und auch jetzt war Orofon davon überzeugt, daß die Fremden die-sen Kontakt würden büßen müssen.

Offenbar entsprach das der natürlichen Ordnung der Dinge, daß die Seolis mit der Sonnenwindpest geschlagen waren - jeder Versuch, daran etwas zu ändern, lief der Natur selbst zuwider, und dem entsprachen die Gefühle etlicher Seolis, während sie zusahen, wie die Fremden einen von ihnen in einen angeblich völlig keimsicheren Kasten sperrten, auszogen und ihm eine Blutprobe entnahmen.

„Wir werden die Probe in einen Analyser geben“, erklärte Perry Rhodan. „Nach kurzer Zeit werden wir dann wissen, ob wir mit einfachen Hilfsmitteln etwas erreichen können, ob wir Spezialisten brauchen oder ob das Problem vielleicht tatsächlich unlösbar ist.“

„Du denkst auch diese Möglichkeit durch?“ fragte Beneder entgeistert.

„Man muß alle Alternativen prüfen“, sagte Rhodan.

„Wir haben ein paar erste Daten“, sagte ein Besatzungsmitglied der T-36. „Nicht viel, nur erste Umrisse. Die Seolis sind insektoid, haben ein Pumporgan und brauchen zum Leben Blut. Ihr Blut setzt sich aus ähnlichen Bestandteilen zusammen wie beim Menschen.“

„Heißt das, daß eine eventuelle Erkrankung ...?“

„Richtig, es ist denkbar, daß sie eine Seuche auf uns übertragen könnten - es ist denkbar, aber wenig wahrscheinlich. Wir müssen allerdings jetzt aufpassen, daß es nicht zu einer viralen Transduktion kommt. In diesem Fall hätten wir ausgespielt“

„Ich hätte den Begriff gerne etwas erläutert“, sagte Rhodan freundlich.

„Machen wir es sehr einfach“, sagte der Mediziner. „Bakterien sind in der Lage, über Plasmastränge Informationen auszutauschen - darunter natürlich auch solch Informationen, wie sie für die Abwehr bekannter Medikamente nötig sind.“

„Es wäre also denkbar, daß sich - so absonderlich das auch klingen mag - ein medikamentenfestes Bakterium von uns, irgendein recht harmloser Bazillus über einen Plasmastrang mit den Seoli-Bakterien zusammentut?“

„Richtig. Ein Bakterium aus unserer Darmflora beispielsweise könnte entsprechende Informationen weitergeben, an ein Seoli-Bakterium.“

„Wenn das nicht geschieht?“

„Können wir höchstwahrscheinlich fast jedem Erreger, den wir bei einem Seoli finden, mit einfachen uralten Medikamenten den Garaus machen. Die Seoli-Bakterien sind so etwas nicht gewohnt, wir könnten sie völlig ausrotten.“

„Was heißt das, ausrotten“, fragte Beneder dazwischen.

Der Translator lieferte eine Übersetzung, die Beneder schier unglaublich schien:

Ausrotten solle bedeuten, daß die Fremden eine Art als solche bis auf das letzte Exemplar physisch vernichten konnten und wollten - und vermutlich auch längst getan hatten.

45

Orofon sah, wie etliche Seoli-Kommandanten gelb vor Ekel wurden. Offenbar begriffen sie jetzt allmählich, mit wem sich Eiling da zusammengetan hatte - mit den schändlichsten Lebensvernichtern, von denen die Seolis je gehört hatten. Die Schandtaten, die die ach so hilfsbereiten Fremden in wenigen Sätzen eingestanden hatten, waren grauenerregend.

„Und wenn es zur viralen Transduktion kommt?“ fragte Rhodan weiter.

Der Mediziner blieb die Antwort nicht schuldig:

„Dann können wir unter Umständen erleben, wie sich ein unerhört gefährlicher Seoli-Eerreger mit der Immunabwehr eines Darmflorabakteriums bewaffnet - und damit ebenso

mörderisch wie unangreifbar ist. In diesem Fall steht der Milchstraße einiges bevor.“

„Was?“

„Tod! Millionenfacher Tod - bis wir ein Medikament entwickelt haben, das selbst einen solchen Erreger stoppen kann. Andernfalls überleben nur die Milchstraßenbewohner, die von Natur aus gegen das Seoli-Bakterium immun sind - und das dürften nicht sehr viele sein.“

Orofon hielt es nicht länger aus. Er griff nach dem Mikrophon.

„Wir sollten aufhören!“ schrie er mit sich überschlagender Stimme. „Merkt denn keiner von euch, mit was für Wesen wir es zu tun haben? Könnt ihr nicht hören, wie sie über Le-ben sprechen - verächtlich, beiläufig, abfällig.“

Orofons Ausbruch blieb nicht ohne Wirkung. In den Zentralen der Seoli-Schiffe wurde es laut.

„Er hat recht, wir müssen uns von diesen Leuten trennen, anders geht es nicht.“

„Es sind Verbrecher, die schlimmsten, die es im Universum gibt!“

Es war Beneder, der am lautesten schrie:

„Wohin sollen wir denn gehen? Wir haben doch schon alles versucht!“

„Irgendwohin“, rief Orofon. „Gleichgültig wohin, nur weg von diesen Kreaturen des Bösen!“

Beneder machte eine Geste der Verzweiflung.

„Ich rufe die Seoli-Flotte, wir haben eine Nachricht für euch.“

Beneder zögerte einen Augenblick lang, dann schaltete er die Verbindung ab.

Einen Augenblick später brach er besinnungslos zusammen.

\*

„Was ist dort drüben los? Weshalb hören sie uns nicht einmal an?“

„Ich weiß es nicht“, sagte Eiling. „Wahrscheinlich geht das, was hier und jetzt geschieht, über ihre Kräfte.“

Neben Rhodan stand ein Mediziner, in der Hand einen Datenstreifen des Bordrechners.

„Es ist nicht zu glauben“, sagte er. „Einfach unglaublich.“

„Kann man das präzisieren?“

„Es ist ein Kokkus, ein ganz ordinärer Kokkus von Zalit, bei uns in der medizinischen Literatur seit Jahrtausenden bekannt. Wenn die Dinger nicht so harmlos und schwach wären, gäbe es sie wahrscheinlich gar nicht mehr. Wir brauchen nur mit einer Injektionspistole zu den Seolis zu gehen, und in zwei Tagen spricht niemand mehr von der Sonnenwind-pest.“

„Das gibt es nicht“, sagte Galgan Maresch. „Ich denke, die Seolis sterben an der Infektion.“

„Das tun sie, weil ihr Metabolismus anders ist - so etwas kommt häufiger vor. Ich darf an den wohl berühmtesten Fall auf der Erde erinnern - an die Grippe. Während grippege-wohnte Europäer über Unwohlsein klagten, fielen bei den ersten Epidemien im hohen Norden die Eskimos zu Tausenden tot um. Der Angriff des Virus traf sie unvorbereitet, das war alles.“

46

„He, was ist das?“

Mareschs Stimme gellte den Leuten in der Zentrale in den Ohren. Perry Rhodan wandte den Kopf.

„Was gibt es?“

„Sie verschwinden!“ rief Maresch. „Die Quarantäneflotte verschwindet im Nichts!“

„Wie die Insektenkrieger“, sagte Hans Halsen. „Nur wesentlich früher.“

Perry Rhodan schloß die Augen. Er versuchte sich vorzustellen, wie es jetzt an Bord der Seoli-Flotte aussehen mochte - Panik, Angst, Entsetzen, Szenen des Grauens.

„Wir rufen Perry Rhodan!“

Rhodan griff nach dem Mikrophon. Auf dem Schirm erschien das Gesicht des Seoli-Kommandanten Beneder.

„Ich höre, was kann man für euch tun?“

„Er ist glücklich“, stieß Eiling hervor. „Unsagbar glücklich!“

„Wir bemerken gerade, daß wir offenbar in dieses Raum-Zeit-Kontinuum nicht passen“, sagte Beneder ruhig. „Unsere Schiffe lösen sich auf, wir selbst lösen uns auf.“

„Sie haben keine Angst“, murmelte Eiling. „Es ist deutlich zu sehen, sie sind völlig furcht-los. Was für ein Anblick.“

„Wir haben endlich die Lösung für das Problem unseres Lebens gefunden“, sagte Beneder. „Niemand wird mehr von der Sonnenwindpest befallen werden - jedenfalls nicht mehr durch unsere Schuld.“

Perry Rhodan wollte etwas sagen, aber Beneder ließ ihn nicht zu Wort kommen.

„Wir möchten euch danken für die Hilfsversuche - sie haben nicht geholfen, aber sie haben uns gut getan. Wir hoffen, daß wir mit unserem Auftauchen bei euch keinen größeren Schaden angerichtet haben. Lebt wohl.“

Der Bildschirm wurde wieder dunkel.

Schweigen breitete sich in der Zentrale der T-36 aus. Es war ein Anblick des Schreckens. Auf den Schirmen verschwand ein Schiff nach dem anderen.

„Schirmfelder einschalten!“ bestimmte Rhodan. Maresch reagierte sofort.

Eiling lächelte.

„Ich glaube nicht, daß es helfen wird“, sagte er halblaut. „Auch ich werde meinen Freunden folgen. Wohin wir gehen werden, in welches Kontinuum - ihr werdet es wissen, wenn euch der Tod ereilt.“

Auf dem Bildschirm löste sich gerade das silberne Schiff auf, das man speziell für den Heiler gebaut hatte.

Eiling machte eine Geste des Triumphs.

Er wußte, daß niemand an Bord ihn verstand. Den Translator hatte er abgeschaltet.

„Jetzt begreife ich endlich die Größe des Geschenkes, das man uns gemacht hat“, sagte Eiling zu sich selbst. Er war von tiefem Dank erfüllt - nicht nur gegenüber Rhodan und seinen mutigen Freunden. Mehr noch dankte er jenem unbekannten Wesen - oder war es ein Volk? -, das mit Hilfe der Zeitweiche den Seolis endlich eine Lösung ihrer gräßlichen Problematik beschert hatte.

Eine wohltuende Müdigkeit griff nach Eiling.

„Lebt wohl“, sagte er.

\*

Er verschwand vor den Augen der Besatzung, als hätte es ihn nie gegeben. Der letzte der Seolis war seinen Artgenossen gefolgt - die Schirmfelder der T-36 hatten den Vorgang nur um ein paar Augenblicke verzögert.

„Vielleicht hätte ich...“, murmelte Beryll Fhance.

Rhodan wußte, woran sie dachte - das Mini-ATG hätte Eiling vielleicht retten können.

47

„Ich glaube nicht, daß er damit einverstanden gewesen wäre“, sagte Perry Rhodan. „Offenbar haben die Seolis eine gänzlich andere Mentalität gehabt als wir.“

„Ich wüßte gerne, wer hinter diesem Anschlag steckt“, murmelte Maresch. „Wer war ei-

gentlich das Opfer, wir oder die armen Seolis?“

Perry Rhodan zuckte mit den Schultern.

Es gab entsetzlich viele Fragen, aber nur sehr wenige Antworten. Was zu tun war, erschien lächerlich gering verglichen mit den Problemen, die zu lösen waren.

„Wir müssen einen detaillierten Bericht absetzen“, sagte Rhodan. Er hatte viele Stunden nicht geschlafen und wirkte trotz Zellaktivator ein wenig müde. Er dehnte die Glieder.

„Wir müssen das Hauptquartier informieren, NATHAN und natürlich den STALHOF.“

„Ich werde alles Nötige veranlassen“, sagte Galgan Maresch. Perry Rhodan nickte ihm zu.

„Ich werde vorangehen nach Arxisto“, sagte er. „Ihr könnt mit der T-36 folgen. Ich möch-te mit eigenen Augen dabei sein, wenn die Zeitweiche wieder zu feuern beginnt.“

„Lassen wir das Ding allein?“

„Wir werden die Zeitweichen beobachten“, sagte Rhodan. „Tun können wir vorerst ohnehin nichts.“

„Was ist mit der Zeitweiche in M 13?“

„Wird beobachtet“, bestimmte Rhodan. „Es hört sich scheußlich an, aber es ist einfach so - wir können im Augenblick nur zuschauen.“

Er verließ die Zentrale, um sich ein wenig frisch zu machen. Galgan Maresch sah ihm nach. Er zuckte mit den Schultern.

„Diese Verantwortung möchte ich nicht tragen“, sagte er. „Nun, immerhin ist das Problem der Quarantäneflotte von Seol-O-Lorrath gelöst - wenn auch auf eine wenig erfreuliche Art und Weise.“

„Die Betroffenen waren anderer Meinung“, sagte Halsen. „Und das allein zählt. Ich möchte wissen, wo sie herkommen - aus einer anderen Zeit, aus einem anderen Raum?“

Beryll Fhance spitzte die Lippen und pfiff Hether heran. Die Bordkatze hatte vor Eiling das Weite gesucht - der Fremde war ihr nicht geheuer gewesen.

„Ich möchte wissen, was Hether hat“, sagte Beryll. „Sie ist in letzter Zeit sehr unruhig.“

„Nicht nur Hether“, kommentierte Halsen trocken. „Es ist allerhand los in der Milchstraße.“

„Trotzdem, davon lassen sich doch Katzen nicht beeinflussen“, meinte Beryll.

„Man könnte Hevarders Koko fragen - das Ding könnte auch einmal etwas tun, was die immensen Kosten für so einen Kasten rechtfertigt.“

Lasso Hevarder räkelte sich in seiner Hängematte. Ab und zu sah er zu Hether herüber, und sein Gesichtsausdruck verriet ein klein wenig Neid.

„Allein die Existenz eines solchen Positronengehirns rechtfertigt seine Entstehungskos-ten“, sagte Hevarder gelassen. „Oder hast du dich schon amortisiert, ertrusisches Fleischgebirge?“

„Eher als du, siganesischer Kümmerling“, sagte Maresch. „Ist es nicht schön, wieder ei-ne friedliche Unterhaltung führen zu können?“

Gelächter antwortete ihm.

\*

„Und?“

„Wir versuchen, unsere jeweiligen Eltern unter Druck zu setzen“, schlug Thoxhar vor. „Hast du einen besseren Vorschlag?“

Dareena wiegte den Kopf. Ihre Lockenpracht ließ nun arg zu wünschen übrig.

„Ich glaube nicht, daß wir uns mit ihnen versöhnen können“, sagte sie zweifelnd.

Darin hatte sie vermutlich recht - das Geheimnis, das die beiden zufällig entdeckt hatten, war zu gewaltig und gefährlich.

„Dann müssen wir sehen, daß wir von Arxisto verschwinden“, sagte Thoxhar.

„Und wie? Ohne Geld? Ohne Mittel?“

Thoxhar dachte nach. Er überdachte jedes Wenn und Aber sehr gründlich, wie es seine Art war. Und er fand eine Lösung.

„Ich habe eine Idee“, sagte er. „Aber ich weiß nicht, ob du damit einverstanden bist.“

„Laß hören“, sagte Dareena.

„Wir verschwinden für einige Zeit in den Wäldern von Arxisto“, sagte Thoxhar. Dareena schluckte.

„Es wird sehr schwer werden“, fuhr Thoxhar fort. „Wir werden uns umsehen müssen - es wird irgend etwas geben auf Arxisto, was man gut verkaufen kann. Pelze, seltsame Blu-men, irgend etwas. Wir werden dieses Etwas sammeln, und wenn wir genügend gespart haben, verlassen wir Arxisto für immer und suchen uns irgendwo eine andere Welt.“

Dareena holte tief Luft.

Sie hatte nicht sehr viel Lust, die nächsten Jahre auf einer so ungemütlichen Welt wie Arxisto zu verbringen, schon gar nicht in Gesellschaft eines unansehnlichen Tölpels. Auf der anderen Seite ... Dareena hatte eingesehen, daß sie ziemlich eingebildet und überheblich war, und es war durchaus denkbar, daß sich ihre Ansichten über Thoxhar im Lauf der Zeit änderten. Eine andere Wahl hatten sie ohnehin nicht, in diesem Punkt mußte sie Thoxhar in jedem Fall zustimmen.

„Also gut“, sagte sie nach langem Zögern. „Ich komme mit dir.“

Thoxhar grinste sie mit seinem lückenhaften Gebiß an.

„Du wirst es nicht bereuen“, versprach er.

\*

Er stand erstarrt, der Körper gleichsam versteinert. Er konnte Vakuum-einbrüche verkraf-ten, und das war nötig gewesen. Er konnte noch viel mehr.

Er war eine Kampfmaschine, wenn es darauf ankam; er war von einer geradezu rührten-den Anhänglichkeit und Zärtlichkeit, wenn es die Umstände zuließen.

Er war eines der scheußlichsten Lebewesen, das sich Menschenhirne nur vorstellen konnten - einer seiner Art, in Wut geraten, zum Kampf entschlossen, gegen den Gegner anstürmen ... Es war der leibhaftige Schrecken.

Daneben war er eines der vollkommensten Wesen, das die Natur hervorgebracht hatte. Er besaß ungeheure Körperkräfte. Er besaß einen Konvertermagen, der nahezu alles verdauen und dem Körper zuführen konnte, was sich finden ließ. Er besaß zwei ungeheuer kräftige Beine, vier Arme. Er konnte einen Gleiter beinahe einholen, in vollem Ansturm eine Mauer niederwalzen.

Er war nicht nur körperlich zu Höchstleistungen fähig. Er besaß auch zwei Gehirne, die unabhängig voneinander arbeiten konnten. Das Ordinärhirn war für die normalen Bewegungen und für Sinneseindrücke zuständig. Das Planhirn war eine Art organische Rechenmaschine, eine biologische Positronik höchster Leistungsfähigkeit.

Und das war es, was an diesem Wesen in diesem Augenblick störte.

Er war nicht mehr in der Lage, seine Hirnfunktionen unter Kontrolle zu halten. Er litt an etwas, was für ein Lebewesen seiner Herkunft fast unglaublich schien.

Er war einer Zwangsidee verfallen. Nur ein Gedanke beschäftigte ihn unablässig.

Er mußte das Depot erreichen. Alles andere war unwichtig, das Depot mußte erreicht

werden.

Nur dieses eine Ziel hatte das Wesen, das sich heimlich an Bord des TSUNAMI-Schiffes geschlichen hatte.

4950

Es war eine Konstellation, die jedem Betrachter Angstschauer verschafft hätte.

Ein Haluter an Bord eines TSUNAMI-Schiffes, in dem Perry Rhodan reiste.

Und dieser Haluter, Icho Tolot, Perry Rhodans langjähriger Freund, versteckte sich.

Und der Verdacht lag nahe, daß er auf dem Wege war, zum Feind eben der Menschen zu werden, für die er früher gekämpft hatte.

ENDE